

INHALTSVERZEICHNIS

Die Entführung	2
Blicke zurück.....	9
Vergebliche Suche.....	21
Das dunkle Zimmer	38
Die Unerträglichkeit des Wartens	45
„The Big Deal“	53
Die Polizistin	61
Verfolgungsjagd	74
Ausgleich und Beruhigung	91

Die Entführung

Der Mond war hinter einer Wolke verschwunden. Heinrich trat ans Fenster und schaute in die nächtliche Landschaft. Am vergangenen Tag war leichter Schnee gefallen, Bäume und Wiesen waren von einem silbernen Mantel überzogen. Vom Kirchturm her dröhnten elf Schläge über die Dächer der Stadt hinweg. Heinrich schaute auf seine Uhr: noch eine Stunde, dann würde der 26. Februar beginnen, zwei Tage bis zum Wiedersehen! Er öffnete das Fenster, horchte in die Nacht hinaus. Sanft fuhr der Wind über sein Haar. Irgendwo knurrte ein Hund. Der Mond schlich zwischen den Wolken hervor, trübes Licht legte sich über die Häuser. An der gegenüberliegenden Hausmauer sah er eine männliche Gestalt, die ihm zuwinkte. Heinrich kannte den Mann. Er machte mit der Hand ein Zeichen; dann zog er seinen Mantel an und verliess das Haus. Auf der Strasse begrüßte ihn der Mann. „Nathalie will, dass Sie schon heute kommen, sie scheint in Sorge zu sein“, sagte er. Ohne ein Wort zu erwidern folgte Heinrich. Sie bestiegen zwei Pferde, die an einem Pfosten festgebunden waren. Als bald trabten sie über die an die Stadt angrenzende, verschneite Ebene hin. Als sie den Wald erreichten, ritten sie gemächlich zwischen den Tannen weiter. Heinrich schien erregt zu sein, die Lippen hatte er zusammengepresst. Er starrte bald in das Dunkel des Waldes, bald verfolgten seine Blicke die Stämme der Bäume bis zu den Kronen. Sie hefteten sich an die vorübereilenden Wolken, bis diese in den Umrissen des Waldes verschwunden waren.

Schweigend ritten sie voran. Der Weg schien endlos im Dunkel zu verrinnen. Nach zwei Stunden blinkte rechts die Fläche eines Sees durch die Zweige. Heinrich, ganz in sich versunken, schien dies erst zu bemerken, als sie schon eine Weile das Ufer entlang geritten waren. Er schaute auf das Wasser. Ein Lächeln huschte über seine Lippen.

Bei einem grossen Haus, das durch eine Wiese vom See getrennt war, machten sie Halt. Sie stiegen von den Pferden, banden sie an einem Holzzaun fest. Mächtige Bäume umsäumten das Haus, die Fenster waren dunkel. Zwischen den Ästen der Bäume zeigte sich der Mond, er warf lange Schatten auf die von einer dünnen Schneeschicht bedeckte Wiese. Die Wolken waren verschwunden, kalt wölbte sich der Himmel über der Erde. Es herrschte Stille. Der See lag glatt und regungslos da. „Oh, Ort meines Glücks!“ murmelte Heinrich, die Augen auf das Haus gerichtet. Lange verharrte er unbeweglich. Dann, als hätte ihn jemand gerufen, schritt er

auf die Türe zu. Leise klopfte er, niemand antwortete. Er klopfte stärker, klopfte mit beiden Fäusten. Im Haus rührte sich nichts. Schliesslich tastete er nach dem Schloss, dieses schien beschädigt zu sein, die Türe war unverschlossen. Er trat ein und schaltete das Licht an.

Der Begleiter hatte inzwischen die beiden Pferde im Stall untergebracht, er wollte eben das Haus betreten, als ihm Heinrich entgegenrannte, ihn am Arm packte. „Walter, kommen Sie, kommen Sie“, sprach er hastig, „um Himmelswillen erklären Sie mir...“! Heinrich zerrte den Mann in den Hausgang, leuchtete ihm ins Gesicht und rief halb wütend, halb ängstlich: „Wo ist sie? Was geht hier vor? Ich war in ihrem Zimmer. Alle Schränke stehen offen. Kleider sind über den Boden verstreut, das Kästchen, in dem sie meine Briefe aufbewahrte, ist aufgebrochen und leer, sie ist nirgends zu finden. Antworten Sie mir, was wird hier gespielt“? Der andere zog seinen Hut vom Kopf. Er war ein gedrungener Mann mit eckigen Gesichtszügen, aus dem zwei Augen nervös blinzelnd auf Heinrich blickten. „Aber Heinrich“! sprach er, „ich weiss ebenso wenig wie Sie, was passiert ist. Heute Abend rief mich Nathalie zu sich. Sie sass am Fenster. Als ich sie sah, glaubte ich zu spüren, dass sie traurig war. Aber verstehen Sie, Heinrich, ich bin ein einfacher Mann“. – „Was hat sie zu Ihnen gesagt“? fragte Heinrich. – „‘Lieber Walter’, sprach sie, ‘bringen Sie Heinrich hierher, so schnell als möglich. Bevor Sie gehen, schliessen Sie alle Türen und Fenster, und...’, sie wartete einen Augenblick, eine Träne lief über ihre Wangen, dann fügte sie bei: ‚Passen Sie auf Heinrich auf, hören Sie, bringen Sie ihn heil zu mir! Gott sei mit Ihnen’!“ – „Weiter nichts“? Heinrich war noch unruhiger geworden. – „Nein, nichts weiter, ich kann mir nicht vorstellen, wohin Nathalie verschwunden ist“. Walter stieg eine Treppe hinauf, Heinrich hörte ihn im oberen Stock rumoren. Er hatte sich auf eine Bank gesetzt, starrte ins Leere. „Nathalie“, flüsterte er, „Nathalie, haben uns die Träume doch nicht betrogen“! – „Heinrich, kommen Sie“! hörte er Walter im oberen Stock rufen. Heinrich eilte die Treppe hinauf. Der Alte stand im zentralen Raum des Hauses und hielt ihm einen Fetzen Papier entgegen. „Hier, lesen Sie! Ich habe es unter dem Pult gefunden; sie hat es an Sie geschrieben“.

Heinrich riss ihm das Papier aus der Hand; er liess sich auf einen Stuhl fallen, dann las er: „Liebster Heinrich, eine nicht erklärliche Angst hat sich meiner bemächtigt. Ich glaube, etwas Unheimliches steht mir bevor, zwingt mich, dir diese Zeilen zu schreiben, obgleich du ja in zwei Tagen zu mir zurückkehren wirst. Hoffentlich wirst du diesen Brief nie lesen müssen! Meine Gedanken sind bei dir. Mein Herz schlägt schnell, so gross ist meine Freude, dich wiederzusehen. Ich sitze am Fenster, sehe dich in Gedanken vor mir stehen. Plötzlich fällt mir

ein Traum ein, der mich eines Nachts während deiner Abwesenheit gequält hat. Ich glaubte ihn vergessen zu haben. Mir träumte, wir gingen über eine Waldwiese, es war Mittag, die Sonne schien, die Bienen summten über den Blumen. Plötzlich erschien ein Mann zwischen den Bäumen, den ich früher einmal gekannt hatte, ein Mann, den ich verabscheue. Er winkte, und ich musste zu ihm hin, obgleich ich bei dir bleiben wollte. Du bliebst stehen, ich rief: ‚Heinrich, komm! Du machtest einen Schritt vorwärts, da tat sich zwischen uns die Erde auf. Es war ein Abgrund, der tiefer und breiter wurde, je mehr wir einander zuriefen. Zuletzt waren wir weit voneinander entfernt. Ich schrie mit allen meinen Kräften: ‚Fliege, Heinrich, fliege! Der Mann lachte höhnisch, er sagte: ‚Fliegen ist nicht möglich! Nur in der Tiefe des Abgrunds könnt ihr euch vielleicht begegnen. Der Abstieg wird mühsam sein; niemand weiss, ob ihr je die Kraft haben werdet, wieder emporzusteigen! Da erhob sich ein Nebel und hüllte dich ein. – Nicht wahr, Heinrich, dieser Traum ist verrücktes Zeug! Ich hatte ihn beim Aufwachen vergessen, aber das Gefühl, etwas Schreckliches könnte geschehen, beherrscht mich seit jener Nacht. Wie ich nun heute Abend am Fenster sitze, bemerke ich auf dem See ein Licht, das sich langsam näher bewegt. Plötzlich taucht in meiner Erinnerung der Traum wieder auf! Angst erfasst mich. Was bedeutet das Licht auf dem See, im Winter, da nie gefischt wird? Ach Heinrich, wärest du schon bei mir! Mir ist, als werde ich gezwungen... Jemand poltert an die Türe, man bricht sie auf ...‘. Hier hörte der Brief auf, die letzten Worte waren rasch, kaum leserlich geschrieben, kein Lebewohl, auch der Name Nathalie fehlte. Das Papier war unordentlich gefaltet, die unbeschriebene Seite beschmutzt.

Heinrich sass regungslos auf dem Stuhl, er starrte auf den Brief. Walter, der inzwischen die anderen Räume des Hauses durchsucht hatte, trat auf Heinrich zu und sagte kaum hörbar: ‚Beppo, der Hund, ist tot‘. Heinrich sprang auf, folgte dem Alten in die Küche. Dort lag ein Schäferhund in einem See geronnenen Blutes. Er hielt den Hals gestreckt, hatte das Maul weit aufgerissen, zwischen den Augen klaffte ein Loch. Heinrich beugte sich über das tote Tier, streichelte es. Er weinte. ‚Beppo, lieber Freund‘, murmelte er, ‚Wächter meiner Nathalie, ist das der Lohn für deine Treue? Du wolltest Nathalie beschützen, du musstest dafür mit deinem Leben bezahlen. Nathalie, wo ist sie? Sprich, wer war der Räuber, der unser Glück zerstörte? – Heinrich sprang auf, er blickte Walter fest entschlossen an: ‚Die Polizei wird vorläufig nicht benachrichtigt, sie brächte alles, was vorgefallen ist, an die Öffentlichkeit. Was gehörte dann von unserer Liebe noch uns, wenn es in den Zeitungen breitgeschlagen würde? Hier liegt kein Raubüberfall vor! Was sucht ein Räuber in diesem Haus, etwa Nathalies Schmuck? Dabei vergisst er die goldene Halskette auf dem Schreibpult, und die Wanduhr mit den Diamanten im Zifferblatt lässt er weiterticken. Die kostbarsten Dinge lässt er zurück, weil... weil er das

Allerkostbarste, das Unersetzliche rauben wollte, weil er es auf sie abgesehen hatte“! – „Sind Sie überzeugt von dem, was Sie sagen“? – „Ich las Nathalies Brief, ich bekam den Eindruck, sie hätte gewusst oder mindestens geahnt, was ihr bevorsteht. Vor meiner Abreise sagte sie zu mir: ‚Heinrich, was immer geschehen mag, gesetzt auch, wir würden voneinander getrennt, die Liebe in meinem Herzen gehört dir allein‘. Als ich sie fragte, warum sie von Trennung spreche, antwortete sie, dass vor Gott nichts unmöglich wäre. ‚Doch‘, fügte sie bei, ‚ich hoffe, dass ich dir nie entrissen werde‘! Ich hoffe, sagte sie, und dachte dabei – jetzt weiss ich es – an etwas Bestimmtes! Auch ich träume seither wirres Zeug. Ich träumte, ich stände am Ufer dieses Sees und sie führe in einem Boot davon, die Arme nach mir ausgestreckt. Aber ich konnte mich nicht vom Fleck rühren, jemand hielt mich an den Füßen fest. Es war ein Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte“. – „Der Brief ist merkwürdig“, antwortete Walter, „ich habe mir erlaubt, ein wenig darin zu lesen. Ich werde aus dem, was sie schreibt, nicht klug. Aber das Licht auf dem See, daran erinnere ich mich, ich habe es auch gesehen. Langsam bewegte es sich seeaufwärts. Doch als ich das Haus verliess, um Sie zu holen, war, soweit ich das Wasser überblicken konnte, nichts mehr zu sehen, auch nichts zu hören. Auf dem Weg traf ich keinen Menschen. Wenn jemand hier eingedrungen ist, muss er über den See gekommen sein, von drüben vielleicht, aus dem Dorf Zeerwald, oder vom oberen Ende her, wo die Fischerhütten stehen“. – „Hören Sie, Walter“, rief Heinrich, „sobald der Tag anbricht, werde ich den See umreiten und alle Leute fragen, ob gestern irgendwo ein Boot gesehen, gemietet oder gekauft wurde. Die Ufer sind kaum besiedelt, ich hoffe in zwei Tagen wieder hier zu sein. Sie werden inzwischen dieses Haus hüten und nochmals alles, auch die Umgebung, durchsuchen. Vielleicht, dass sie etwas finden, das uns das Verschwinden Nathalies erklären könnte, vielleicht, dass Luise, ihre Frau, die Sie morgen aus der Stadt zurückerwarten, etwas weiss“. – „Jetzt fällt mir ein“, unterbrach Walter, „ungefähr vor sieben Tagen, nachdem Sie uns bereits verlassen hatten, erhielt Nathalie einen Brief, nicht von Ihnen! Luise erzählte mir, dass Nathalie, nachdem sie den Brief gelesen hatte, lange geweint und den Brief schliesslich ins Feuer geworfen habe. Gleichwohl hat Nathalie meiner Frau gegenüber, der sie ja viel anvertraut, den Inhalt des Briefes mit keinem Wort erwähnt“.

Durch Heinrichs Kopf schwirrten die Gedanken, es war unmöglich, sie auf einen Punkt zu bringen. „Nathalie“, murmelte er immer wieder, „unsere gemeinsame Hoffnung“! Doch plötzlich wurde er ruhig. Er sagte zu Walter: „Ich kann mir das alles nicht erklären, aber es muss eine Lösung geben. Ich werde Nathalie finden“! – „Ruhen Sie sich jetzt aus, morgen reiten wir zusammen um den See“, meinte der Alte. – „Nicht zusammen! Sie bleiben hier“!

antwortete Heinrich, „wenn jemand versucht, uns zu kontaktieren, wird er hierherkommen. Einer von uns muss hier bleiben“.

Heinrich verliess die Küche, stieg die Treppe hinauf und betrat Nathalies Schlafzimmer. Er warf sich auf das Bett. Er starrte auf die Schatten an der Decke, die im flackernden Licht einer Kerze, die Heinrich angezündet hatte, hin und her wankten. In seinem Denken versuchte er Nathalies Bild zu fixieren, aber es entschlüpfte ihm; ihr Gesicht war in seiner Vorstellung eigenartig verschwommen, der Klang ihrer Stimme war dumpf und undeutlich. Bald schlief er ein.

Früh am Morgen stieg Heinrich auf sein Pferd, das Walter bereit gemacht hatte. „Spätestens morgen Abend werde ich wieder hier sein“, sagte er dem Alten. „Wenn Ihre Frau zurückkehrt, reiten Sie in die umliegenden Dörfer. Versuchen Sie dort einiges zu erfahren, es könnte uns beim Suchen nach Nathalie weiterhelfen“. Dann galoppierte Heinrich das Ufer entlang, seeaufwärts nach Osten. Der Weg führte zuerst durch Wald, dann über eine Ebene, die mit wenig Schnee bedeckt war und sich bis zu den Fischerhütten erstreckte. Dann und wann hatten Hasen und einmal ein Reh den Weg gekreuzt, menschliche Spuren waren nirgends zu sehen. Wie er vermutet hatte, waren die Fischerhütten, die nur im Sommer von den Fischern aus Zeerwald benutzt wurden, verlassen. An einer Stelle sah er verwehte Abdrücke von Schuhen. Sie führten vom Ufer zu einer Hütte und wieder zurück zum See.

Es war Mittag geworden, er setzte sich auf einen Baumstrunk, der vor einer Hütte lag, und ass, was Walter ihm mitgegeben hatte. Er blickte auf den See hinaus. Das Wasser hatte eine grünliche Farbe, die sanft ins Weiss des Ufers überging. Darüber wölbte sich der wolkenverhangene Himmel. Am Horizont tauchte ein Boot auf. Es fuhr langsam das südliche Ufer entlang auf ihn zu: ein Ruderboot, wie es die Fischer benützten. Auf dem Feld, das sich vor ihm zum Ufer erstreckte, tummelten sich zwei Krähen; mit ihren Schnäbeln stocherten sie im verschneiten Boden. Heinrich atmete auf, er war froh, sich nicht allein in dieser Einöde zu wissen.

Von den Krähen schweifte Heinrichs Blick wieder auf den See. Das Boot hatte sich genähert. Heinrich würgte seinen letzten Bissen hinunter. Er schwang sich auf sein Pferd und galoppierte auf die Stelle zu, wo sich das Boot befand. Er kannte den Mann, der im Boot stand, es war Markus, ein Fischer aus Zeerwald. Er winkte ihm, Markus ruderte ans Ufer, wo Heinrich vom Pferd gestiegen war. „Was machen Sie hier in Kälte und Einsamkeit“? fragte der Fischer. – „Ich suche Frau Pedersen, sie ist verschwunden. Ich vermute, man hat sie in der

Nacht über den See entführt. Habt ihr im Dorf gestern Nacht etwas Ausserordentliches wahrgenommen“? – „Den Lärm von drüben“! sagte Markus. – „Welchen Lärm“? Heinrich hielt den Atem an. – „Zuerst bellte ein Hund, dann hörte ich einen Schuss, später wurde ein Motor gestartet. Kein Licht war zu sehen. Das Knattern des Motors zog sich schnell über den See hin, ans untere Ende; es wurde leiser, plötzlich hörte es auf“. – „Wer besitzt ein Motorboot“? fragte Heinrich. – „Niemand hier“! – „Also hat jemand – so muss ich schliessen – ein Boot mit Motor herangeschafft, es ins Wasser gesetzt und wieder mitgenommen. Waren Sie gestern Abend auf dem See“? – „Nein“! – „Als es schon dunkel war, hat Walter ein Licht gesehen, das sich seeaufwärts bewegte. Haben Sie eine Ahnung, wer es gewesen sein könnte“? – „Niemand aus Zeerwald! Wir fahren in den Winternächten nicht aus“. – „Dann muss es ein Boot gewesen sein, mit dem jemand zum Waldhaus ruderte. Um nicht gehört zu werden, hat er den Motor abgestellt. Nachdem er sich der Beute bemächtigt hatte, fuhr er mit aufgedrehtem Motor zurück“! – „Beute“? Erstaunt blickte Markus auf Heinrich. – „Frau Pedersen! Ich habe Ihnen doch gesagt, sie sei verschwunden“! – „Vielleicht kann Ihnen Martin, der Strassenwart, eine bessere Auskunft geben; er wohnt am unteren Ende des Sees, bei der Stelle, wo die Fahrstrasse am Ufer verläuft. Dort wäre es möglich, mit einem Wagen hin zu fahren und ein Motorboot ins Wasser zu kippen“. – „Ich werde mich umschauen“! rief Heinrich, „ich danke Ihnen, Markus. Wenn Sie mehr erfahren, sagen Sie es Walter“. Er grüsste den Fischer und schwang sich aufs Pferd.

So schnell es möglich war, ritt er auf dem Weg, der durch Wald und Gestrüpp führte, das südliche Seeufer entlang nach Westen. Zwei Stunden später erreichte er Zeerwald. Das Dorf befand sich in Unruhe. Martin, der Strassenwart, war eingetroffen. Er stand auf dem Dorfplatz und erzählte den Leuten, die ihn umstanden, eine Geschichte von Männern, die gestern am unteren Seeende aufgetaucht seien. Auf einem Lastwagen hätten sie ein Motorboot mitgeführt, das sie mit einem Kran ins Wasser setzten. Als er sie darauf hinweisen wollte, dass es verboten sei, auf diesem See mit Motoren herumzufahren, hätten sie ihn davongejagt. Sie seien ihm sogar in sein Haus gefolgt und hätten sein Telefonkabel aus der Wand gerissen. Auch sein Handy hätten sie ihm weggenommen. Dann hätten sie ihm und seiner Frau mit vorgehaltener Pistole befohlen, zuhause zu bleiben, ansonsten das Schiessgerät! Sie hätten sofort verstanden. Die Männer seien dann doch nicht mit dem Motor auf dem See gefahren, sie hätten gerudert! Erst später seien sie mit ratterndem Motor zurückgekehrt, in grosser Eile hätten sie das Boot auf den Lastwagen gehisst. Dann seien sie davongefahren, ohne sich um ihn und seine Frau zu kümmern. Er wäre schon früher nach Zeerwald gekommen, doch er musste zuerst sein Telefon und sein Handy suchen. Beide habe er in einem Strassengraben

gefunden. Das Telefon konnte er reparieren. Er wisse, wie das gehe, habe er doch früher bei einem Elektriker gearbeitet. Sein Handy funktioniere nicht mehr.

Heinrich stand wie auf Nägeln, als er diesen Bericht hörte. „War eine Frau bei ihnen, als sie zurückkehrten“? fragte er. – „Das kann ich nicht sagen, wohlweislich bin ich in meinem Hause geblieben“, antwortete der Strassenwart. – „Wie haben die Kerle ausgesehen“, wollte Heinrich wissen. – „Es waren drei Männer, zwei davon klein, dick, unrasiert. Sie haben mich bedroht, drangsaliert, geschlagen. Im Hintergrund befand sich ein Dritter, ein Hochgewachsener! So viel ich sehen konnte, war er elegant gekleidet: wahrscheinlich der Chef der Bande“! – „Beschreiben Sie sein Gesicht“! sagte Heinrich. – „Nicht möglich! An die brutalen Fressen der beiden Dicken erinnere ich mich; das Gesicht des Grossen: ich habe es in der Dunkelheit nicht sehen können“. – „Welche Sprache redeten diese Männer“? fragte Heinrich – „Die beiden Brutalos: ein gebrochenes Deutsch“! – „Und der Chef“? – „Kein Wort“! – „Was sagt die Polizei dazu“? wandte sich Heinrich an Märkel, den Dorfpolizisten von Zeerwald, der eifrig in sein Notizbuch schreibend neben dem Strassenwart stand. – „Ich schaue mir das morgen an und werde einen Bericht schreiben. Mehr kann ich nicht tun“, sagte der Polizist mit ärgerlicher Stimme.

Heinrich wollte nicht über das Verschwinden von Nathalie sprechen. Bereits bereute er, dass er sich Markus anvertraut hatte. Nathalie ging diese Leute nichts an. Die Polizei würde ihm nicht helfen. Sie würde aus dem, was ihm heilig war, eine widerliche Geschichte zusammenstellen. Er allein musste sich mit Nathalies Verschwinden befassen! Da es bereits dunkelte, bezog er ein Zimmer im Gasthof von Zeerwald. In der Gaststube ass er, was der Wirt auftrachte: Speck, Käse, Brot, Tomaten, eine Flasche Klevner. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück. Er setzte sich auf das Bett, versuchte seine Gedanken zu ordnen: ,Wie liess sich das Verschwinden Nathalies erklären? War sie genötigt, war sie mit Gewalt geraubt worden? War sie freiwillig mitgegangen? Warum diese Brutalität: den Strassenwart bedroht, Beppo, den Hund, getötet, der Motorenlärm auf dem See, das rätselhafte Schreiben Nathalies! Wer steckte hinter dieser Entführung? Die zwei Grobiane schienen lediglich Helfer zu sein! Aber der hochgewachsene Mann? Hatte ihn Nathalie bereits im Traume gesehen? Kannte sie ihn? Ja! Laut sagte Heinrich zu sich selbst: „Dieser Mann ist für Nathalie kein Unbekannter“! Plötzlich war es Gewissheit: Diesen Mann, der seine Liebste geholt hatte, kannte Nathalie! Sie fürchtete sich vor ihm. Sie ahnte, dass etwas Schlimmes geschehen könnte! Deshalb schickte sie Walter zu ihm!

Blicke zurück

Heinrich setzte sich auf das Bett des Gasthofs, lange dachte er über die vergangenen Monate nach. In der zweiten Juliwoche, vor etwas weniger als acht Monaten, hatte er sein Medizinstudium beendet. Kurz vor dem Abschluss des Studiums waren seine Eltern tödlich verunfallt. Nachdem Heinrich das Arztdiplom erhalten hatte, war er in sein Elternhaus im Städtchen Waldbrücken zurückgekehrt. Dort hatte er seine Kindheit verbracht. Das Haus stand am östlichen Stadtrand; nur zehn Minuten davon entfernt begann ein Wald, der sich über mehrere Quadratkilometer erstreckte.

Heinrich genoss die Freiheit, über die er plötzlich verfügte, nachdem er jahrelang in der Hauptstadt für seine Examen gebüffelt hatte. Endlich hatte er Zeit, sich Klarheit zu verschaffen, was er in der Zukunft tun werde, ob er sich in einer medizinischen Spezialität weiter ausbilden oder im Elternhaus eine Arztpraxis einrichten solle. Er unternahm ausgedehnte Wanderungen im Wald, der auf ihn eine magische Anziehungskraft ausübte. Bald spazierte er auf Wegen, bald kämpfte er sich durch Dickicht und Gestrüpp. Kaum je begegnete er einem Menschen, nur einmal einem Förster, ein anderes Mal sah er von weitem einen Jäger. An einem warmen Tag Mitte August, nachdem er drei Stunden in östlicher Richtung drauflosmarschiert war, hörte der Wald plötzlich auf. Heinrich trat auf eine Wiese, die an einem See lag. Etwas von ihm entfernt stand ein einsames Haus, das, wie er vermutete, zu einer Farm gehörte. Der obere Teil des Hauses war aus Holz gebaut, es hatte ein steiles, weit ausladendes Dach. An seinen Wänden wucherten wilde Reben und Efeu. Um das Haus herum standen Lindenbäume und Birken. Heinrich trat näher hinzu. Ein Hund fing an zu bellen. Hinter dem Haus hatte es einen Stall, in dem drei Pferde standen. Kühe oder Schafe sah Heinrich nicht. Zwei Fahrräder waren an die Hauswand gelehnt. Es gab kein Auto, es gab auch keine Wagenspuren, ja der Weg, der zum Hause hinführte, war so schmal, dass auf ihm kein gewöhnliches Auto hätte fahren können. Noch immer bellte der Hund. Heinrich wunderte sich, wer hier einsam und fern aller Bequemlichkeiten wohne. Er sah keinen Menschen; er hörte nichts ausser dem Hundegebell und dem Rauschen des Windes in den Blättern der Bäume.

Heinrich klopfte an die Türe, die sich in der zum See hin gewandten Wand des Hauses befand. Das Bellen wurde lauter, doch nichts regte sich. Als er zum zweiten Mal klopfte, hörte er Schritte. Ein ungefähr fünfzigjähriger Mann, der einen Wolfshund am Halsband hielt, öffnete die Türe. „Beppo, beruhige dich! Ruhig!“ befahl er dem Hund, als dieser an Heinrich hinaufspringen wollte. Heinrich begrüßte den Mann und fragte, ob er ein Glas Wasser haben

könne. „Kommen Sie herein“! sagte der Mann, „falls Sie hungrig sind, haben wir auch etwas zum Essen“. – „Vielleicht ein Stück Brot“, antwortete Heinrich, der keinen Proviant mitgenommen hatte. Der Mann führte Heinrich in eine Küche mit einer offenen Feuerstelle und russgeschwärzter Decke. „Setzen Sie sich“! Der Mann stellte einen Krug Wasser und ein Glas auf den Tisch, der in der Mitte des Raumes stand. Auf einem Teller brachte er Brot und Käse. Der Hund hatte sich beruhigt, er hatte sich auf einem Teppich vor der Feuerstelle ausgestreckt. – „Zum Wohl! Möchten Sie mit Fräulein Pedersen sprechen“? fragte der Mann. – Heinrich stellte sich eine alte, unverheiratete Frau vor, die hier ihre letzten Jahre verbrachte. Höflich sagte er: „Ich möchte gerne dem Fräulein guten Tag sagen“. Der Mann verschwand, Heinrich hörte, wie er eine Treppe hinaufstieg. Er trank das Wasser, ass das Brot und den Käse. Dann betrachtete er die Küche. In ihrer Aufmachung war sie altertümlich, doch immerhin gab es an der Wand einen modernen elektrischen Herd und einen Kühlschrank. Der Mann kehrte zurück. „Fräulein Pedersen empfängt Sie. Wenn Sie Ihre Mahlzeit beendet haben, folgen Sie mir“! Heinrich stopfte den bereits abgeschnittenen Käse und das Brot in den Mund. Dann stieg er hinter dem Mann die Treppe hinauf.

Vor einer Doppeltüre mit geschnitzten Pflanzenornamenten auf Türfläche und Türrahmen machten sie Halt. „Es ist ein bisschen altertümlich bei uns“, sagte der Mann, bevor er die Türe öffnete, „aber die Eigentümerin will nichts ändern, ausser in diesem Zimmer hier, wie Sie sehen werden“. – „Kein Problem“! murmelte Heinrich. Der Mann öffnete den rechten Türflügel. Sie betraten einen Raum mit weissgestrichenen Wänden, der, wie es Heinrich schien, mindestens die Hälfte des Grundrisses des Hauses einnahm. An der Wand links der Türe hingen Bilder, Heinrich sah einen Braque, einen Miró, einen Kokoschka. Die anschliessende Wand war bis zuoberst von einem Gestell eingenommen, Bücher unterschiedlicher Grössen und Farben waren dort eingeordnet. Im Osten und Süden des Raumes hatte es hohe Fenster, durch die man auf den Wald und den See blickte. Vor einem der Fenster stand ein Schreibtisch, darauf türmten sich Papiere und Bücher. In der hinteren Hälfte des Raumes, vor dem Büchergestell, befand sich ein weisser Flügel, Notenblätter standen im Halter des aufgeklappten Deckels. In der Raummitte hatte es eine weisse, lederne Sitzgruppe: ein Sofa und zwei Sessel gruppierten sich um einen niedrigen Glastisch. In einem der Sessel, mit dem Rücken gegen die Türe, sass jemand; über der Rückenlehne sah Heinrich blondes Haar hervorquellen. „Guten Tag“, sagte er, „ich hoffe, ich störe Sie nicht“! Die Person erhob sich, sie trat auf Heinrich zu, dieser wich einen Schritt zurück. Wo er ein altes Fräulein erwartet hatte, stand vor ihm eine junge Frau, fast ein Mädchen, eine schlanke Gestalt in blauem Kleid. Um die Schultern hatte sie eine weisse, gestrickte Jacke gelegt. Aus

ihrem ebenmässigen, blond umwallten Gesicht blickten zwei blaue Augen auf Heinrich; ein freundliches Lächeln umspielte ihren Mund. Der Junge fühlte sich geblendet, als hätte ihn ein Lichtstrahl getroffen. „Seien Sie willkommen in der Einsamkeit!“ sagte die Frau; der Ton ihrer Stimme war sanft. „Ich bin erschüttert, ich dachte nicht, jemanden wie Sie hier zu finden“, antwortete Heinrich etwas ungestüm, dann fügte er mit höflicher Stimme bei: „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen“. – „Was bringt Sie her“? – „Meine Wanderungen im Wald! Heute bin ich weiter als je zuvor gelaufen. Nach einem anstrengenden Marsch bin ich auf diese Wiese, an diesen See gelangt“. – „Setzen Sie sich, möchten Sie etwas trinken“? – „Der ältere Herr hat mir bereits Wasser gegeben“. – „Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten“? – „Gerne, aber machen Sie sich keine Mühe“. – „Bitte Walter, sagen Sie Luise, sie solle uns Kaffee bringen“!

Heinrich setzte sich in den Sessel der Frau gegenüber. „Wohnen Sie schon lange hier“? fragte er. – „Seit fast zwei Jahren. Ich war in Wieberitz, unserer Hauptstadt, viel Ungemach ausgesetzt, ich musste fliehen, ich musste mich zurückziehen. Dieses Haus gehörte meinem Onkel, ich habe es geerbt. Der Onkel hat es für seine Jagdabenteuer benützt. Ich brauche es, um mich mit mir selbst zurechtzufinden, nachdem mich Leute, an die ich nicht mehr denken möchte, in Verzweiflung gestürzt haben. Dieses Haus befindet sich ausserhalb der Welt von heute. Es ist nur zu Fuss, mit dem Fahrrad oder mit dem Pferd erreichbar. Die Strasse, die einmal hierher geführt hat, habe ich zuwachsen lassen. Seitdem ich hier wohne, wurde sie von keinem Motorfahrzeug mehr befahren. In dieser Zeit wucherten Bäume und Gebüsche über die alten Fahrspuren. Meine einzigen Begleiter sind Walter, der Verwalter, der aber erst seit knapp einem Jahr hier wohnt, und Luise, die vor einigen Monaten Walters Frau geworden ist, und Beppo, der Hund. Und Sie, wo wohnen Sie“? – Heinrich erzählte umständlich – er fühlte sich noch immer leicht verwirrt –, dass er Arzt sei, dass er soeben sein Staatsexamen erfolgreich abgeschlossen und sich anschliessend in sein verwaistes Elternhaus in Waldbrücken zurückgezogen habe. Auch er müsse sich, wie sie es tue, Klarheit verschaffen, in welcher Richtung er zukünftig tätig sein wolle. Als Heinrich schwieg, sagte die Frau: „Aus dem, was Sie erzählen, schliesse ich, dass wir beide allein, jeder für sich, in einem Haus fernab der Welt leben. Vielleicht könnten wir einander helfen, aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten“. – „Sie meinen, ich dürfte Ihre Hilfe annehmen“? – „Nur wenn das Helfen gegenseitig ist, Sie helfen mir, ich Ihnen“! – „Ich könnte mir nichts Besseres wünschen“! – „Wie heissen Sie“? – „Heinrich Waldvogel“. – „Waldvogel! Ein hübscher Name! Ich bin Nathalie Pedersen. Sagen wir uns den Vornamen, Sie sind Heinrich, ich bin Nathalie, einverstanden“! – Heinrich erhob sich, er ging auf Nathalie zu und streckte ihr seine Hand

entgegen. – „Dazu trinken wir ein Glas Tokajer“! sagte Nathalie. Sie ging zu einem kleinen Buffetschrank, öffnete ein Türchen, entnahm zwei Gläser und eine Flasche mit rundem Bauch. „Diesen Tokajer“, sagte sie, „hat mir in Ungarn die Frau eines Weinbauers geschenkt, mit der ich befreundet war. Sie war sehr unglücklich, aus Gründen, die ich nicht erzählen will. Ich konnte ihr helfen. Sie sind der Erste, dem ich von diesem Wein zu trinken gebe“. – „Das ist eine Ehre für mich“, antwortete Heinrich mit leiser Stimme. – „Wissen Sie, Sie sind überhaupt der erste Mensch, der mich, seit ich hier wohne, besucht. Täglich hoffe ich, dass jemand herkommen würde, den ich als einen Freund empfangen könnte. Seit mehr als einem Jahr ist niemand hier aufgetaucht. Es weiss auch niemand, wohin ich mich zurückgezogen habe. Jetzt sind Sie gekommen, ich betrachte es als eine glückliche Fügung. Trinken wir auf unsere Freundschaft“! Sie füllte zwei Gläser, gab eines Heinrich, stiess mit ihm an, küsste ihn auf die Wange“. Heinrich fühlte sich, als wäre er in ein Märchenland versetzt.

„Erzählen Sie mir aus Ihrem Beruf! Werden Sie als Arzt in Waldbrücken arbeiten“? – „Ich weiss noch nicht, ob ich mich spezialisieren werde“. – „Spezialisieren? Ist das nötig? Seien Sie ein guter Arzt, wenden Sie sich in liebender Hingebung den leidenden Menschen zu, jenen die einsam sind und jemanden brauchen, der sie anhört, der ihnen hilft. Spezialisten sind erst in zweiter Linie gefragt“. – „Ich möchte mich um Leute kümmern, die wirklich krank sind, die dringend einen Arzt nötig haben und sich diesen kaum leisten können“. – „Dann bringen Sie die Voraussetzung mit, in einer abgelegenen Gegend als Arzt viel Gutes zu tun. Wie hier am See beispielsweise“! – „Wie stellen Sie sich das vor? Sie sind ja nur drei Personen“. – „Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees liegt das Dorf Zeerwald. Dort hat noch nie ein Arzt gearbeitet. Das nächste Krankenhaus ist mehr als dreissig Kilometer entfernt“. – „Wollen Sie mich für dieses Dorf anwerben“? – „Ich mache Ihnen einen Vorschlag“! – „Was haben denn Sie bis jetzt in Ihrem Leben gemacht“? fragte Heinrich mit ruhiger Stimme. – „Verzeihen Sie“! sagte die Frau, „aber ich möchte jetzt nicht an mein früheres Leben erinnert werden. Vielleicht reden wir später einmal darüber, wenn wir uns besser kennen“! Aus ihrem Gesicht war das Lachen schlagartig gewichen. Heinrich hatte den Eindruck, er habe mit seiner Frage an einen wunden Punkt gerührt. Aufrecht sass Nathalie im Sessel, ihr Blick schweifte über Heinrich hinweg, ihre Augen verloren sich in unbestimmten Fernen.

Lange sassen sie sich stumm gegenüber. Schliesslich sagte Nathalie: „Ich muss noch arbeiten. In drei Tagen ist Sonntag, ich lade Sie zum Mittagessen ein. Können Sie reiten“? – Heinrich nickte. – „Ich gebe Ihnen mein Pferd. Walter wird Sie begleiten, er kennt die Wege im Wald. Am Sonntag, um zehn Uhr, wird er sie in Waldbrücken abholen. Dann reiten Sie zu mir. Nach

dem Mittagessen werden wir uns unterhalten“. Sie verabschiedeten sich mit einem Händedruck. Nathalie öffnete die Türe. Sie rief Walter und empfahl Heinrich seiner Obhut. Gemeinsam sattelten die zwei Männer die Pferde. Auf schmalen Wegen ritten sie durch den dichten Wald in die Stadt. Zwei Stunden später war Heinrich zuhause.

Den Sonntag konnte er kaum erwarten. Unaufhaltsam schwebte in seinem Bewusstsein das Bild der Frau, die einsam jenseits des grossen Waldes lebte. Dieses Bild verdrängte alle anderen Vorstellungen, alle Gedanken. Nathalies Erscheinung hatte ihn überwältigt, ihr Bild war bis in sein Innerstes vorgedrungen. Die Erinnerungen an frühere Erlebnisse waren verblasst. Er war kaum noch fähig, über seine zukünftigen Pläne als Arzt nachzudenken. Es war schwierig, jetzt seine Ausbildung zu planen. In stummer Verzückung liess er die Stunden vorüberrinnen.

Am Sonntag, um zehn Uhr, traf Walter mit zwei Pferden vor Heinrichs Haus ein. Er hatte auf ihn im oberen Zimmer gewartet. Als er den Mann erblickte, rannte er auf ihn zu, begrüßte ihn mit lachendem Gesicht und schwang sich auf das mitgeführte Pferd. Sie überquerten die Wiese bis zum Wald, dann ritten sie schweigend zwischen den Bäumen dahin. Heinrich passte auf, sich den Weg zu merken, um später unbegleitet Nathalies Haus finden zu können. Nachdem sie während einer Stunde stumm nebeneinander geritten waren, versuchte Heinrich mit Walter zu reden. Er wollte herausfinden, wo Nathalie früher gewohnt und was sie gemacht hatte. Walter blieb einsilbig, er verweigerte jede Auskunft, die sich auf Nathalie bezog. Als ihn Heinrich schliesslich fragte, wie lange er selbst im Hause am See wohne, erzählte er, dass er vor ungefähr elf Monaten dort eingezogen sei und sich drei Monate später mit Luise verheiratet habe. Luise habe bereits bei Nathalies Mutter den Haushalt gemacht, er selbst habe früher in Wieberitz gearbeitet, aber hier auf dem Land gefalle es ihm besser. „Warum führt eigentlich keine Strasse zu diesem Haus“? fragte Heinrich. – „Die ursprüngliche Strasse ist zugewachsen. So wollte es, so viel ich weiss, schon der Onkel, so will es auch Nathalie. Die einzigen Verbindungen nach draussen sind zu Fuss, zu Pferd, mit dem Fahrrad oder mit dem Ruderboot über den See nach Zeerwald, dem Dorf, das sich uns gegenüber befindet. Dorthin führt eine geteerte Strasse“. – „Und Eure Verpflegung“? – „Wir holen sie in Zeerwald; jeden Donnerstag rudern wir über den See. Dem Händler, der dort einen Laden betreibt, geben wir jeweils eine Bestellung für die kommende Woche auf. Er besorgt alles, was wir brauchen. Wir leben nicht schlecht“. – „Und die Elektrizität“? – „Auf dem Grund des Sees führt von Zeerwald ein Kabel zu uns. Elektrizität ist der einzige Luxus,

den wir uns erlauben“! – „Kein Telefon“? – „Früher gab es ein Telefon, Nathalie hat es abbestellt. Mit dem Handy haben wir keine Verbindung“, antwortete Walter. Er versetzte sein Pferd in Trab, Heinrich folgte ihm. Schweigend ritten sie, bis sie die Wiese erreichten, auf der Nathalies Haus stand.

Nathalie empfing Heinrich im gleichen Raum wie das erste Mal. Sie nahm seine rechte Hand in ihre beiden Hände und drückte sie. „Wie gut, dass Sie zurückgekommen sind“! Ihr Gesicht strahlte. – „Auch ich freue mich, ich betrete hier eine friedliche Welt“, antwortete Heinrich. Sie schauten sich in die Augen. Heinrich hätte die Frau am liebsten in die Arme genommen, doch er hielt sich zurück. Er wollte nichts überstürzen. Jede Annäherung würde sich von selbst ergeben, wenn der Augenblick dafür gekommen wäre, dachte er. Die Zeit arbeite für sie beide. Sie müssten nichts tun, als füreinander da zu sein.

Sie setzten sich. Auf dem Glastisch lag ein offenes Buch. „Was lesen Sie“? fragte Heinrich. – „Le Grand Meaulnes von Alain-Fournier! Ich habe den Roman schon einmal gelesen, jetzt fühle ich mich erneut in der Stimmung dazu“. – Heinrich antwortete nicht, aufrecht sass er in seinem Sessel, sein Blick ruhte auf Nathalie. Jede Einzelheit auf ihrem Gesicht, an ihren Händen, an ihrem Körper, an ihrem Kleid prägte sich in sein Bewusstsein. Alles war perfekt, es gab nichts, was ihn nicht entzückt hätte. Auch Nathalie sass da, sie dachte: „Diesen Mann hat mir Gott geschickt! Ich, die ich so viel Unerfreuliches erduldet habe, sehe jemanden vor mir, der mir helfen wird, Vergangenes zu bewältigen. Als wäre ich neugeboren“! Eine ziemlich beliebte Frau betrat den Raum. Sie hatte ein rundes, kindlich wirkendes Gesicht, sie trug eine Brille. Heinrich schätzte ihr Alter auf ungefähr fünfundvierzig Jahre. „Das ist Luise“, sagte Nathalie, „sie ist für mich wie eine grosse Schwester“. Luise sagte, das Essen sei angerichtet. Nathalie erhob sich und machte Heinrich ein Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte ihn durch eine Türe, die kaum sichtbar in die Rückwand eingelassen war und in ein Zimmer mit blauer Tapete führte. In der Mitte stand ein runder Tisch mit vier Gedecken.

Sie setzten sich, Walter und Luise setzten sich ebenfalls. Luise zeigte auf eine Salatschüssel und sagte: „Der Salat stammt aus unserem Garten, es ist biologischer Salat im wahrsten Sinne“! Nach dem Salat brachte sie einen Braten, den Walter in Scheiben zerschnitt. Dazu gab es eine Schüssel mit verschiedenen Gemüsen und Reis. Zum Nachtsch stellte Luise einen Schokoladekuchen auf den Tisch. Seit langem hatte Heinrich nicht mehr so gut gegessen. Er machte Luise ein Kompliment. Diese sagte: „Den Kuchen hat Nathalie gebacken, für Sie“!

Während des Essens wurde über das Haus und die Umgebung geredet: das Gras um das Haus müsse geschnitten werden, sagte Nathalie. Die Blätter einiger Rosen seien von Flecken befallen. Eines der Pferde habe ein Hufeisen verloren, bemerkte Walter und fügte bei, nachts tummelten sich Rehe auf der Wiese; am Seeufer könne man mit etwas Glück eine Ringelnatter sehen. Nachdem er gegessen hatte, stand Walter auf; er werde sich jetzt ausruhen, sagte er. Heinrich möge ihn rufen, wenn es Zeit sei, nach Waldbrücken zurückzukehren. Nathalie und Heinrich setzten sich in den Aufenthaltsraum, Luise brachte Kaffee; sie wünschte einen guten Sonntag und zog sich zurück. Die Sonne schien durch die offenen Fenster, es war ein warmer Tag in der letzten Augustwoche. Nathalie schlug einen Spaziergang auf dem Pfad vor, der das Seeufer entlang führte.

Sie machten sich auf den Weg. Beppo, der Hund, rannte um sie herum. Er schnüffelte da und dort, scharrte am Boden, lief wieder zurück, an ihnen vorbei nach hinten und abermals nach vorne. Sie spazierten zwischen Schilfrohren, an Weiden und Haselsträuchern vorbei. Nathalie ging voraus. Heinrich betrachtete ihre Gestalt von hinten: wie schön sie war! Sie ging, als schwebte sie. Er selbst fühlte sich beschwingt: die Wiese, das Schilf, das Wasser, die Sonne! Eine Traumwelt! „Ich fühle mich, als wäre ich der Wirklichkeit enthoben“, sagte er vor sich hin. Nathalie hörte es. Sie drehte sich um, sie blieb stehen. Heinrich lief auf sie zu. Als er ganz nahe war, blieb auch er stehen, er atmete ihren Duft. Wieder blickten sie sich in die Augen. „Ich glaube, wir sind ein wenig verliebt“, flüsterte sie. Heinrich legte seinen Arm um ihre Hüfte, sie machte ein Schrittchen auf ihn zu. Jetzt hielten sie sich umschlungen, dann berührten sich ihre Lippen. Nie zuvor hatte Heinrich einen Kuss derart empfunden. Es war ihm, als rege sich etwas in ihm, das zur Ewigkeit gehöre: es ist der Beginn einer Erfüllung, so dachte er, über die hinaus es nur noch Vollendung geben könne. Auch Nathalie fühlte sich erschüttert, als ihre Lippen Heinrichs Mund berührten. Es war mehr als sinnliches Fühlen, es war wie ein Siegel, ein Band, das sie verpflichtete.

Hand in Hand spazierten sie weiter. Sie kamen zu einer am Ufer stehenden Eiche, unter die Walter früher einmal eine Bank hingestellt hatte. Sie setzten sich, je einen Arm auf die Schultern des anderen gelegt. Beppo legte sich neben der Bank auf den Boden. „Überstürzen wir nichts“, sagte Nathalie mit sanfter Stimme, „ich weiss, Ihr Männer seid von Natur aus ungestüm. Ich möchte, was sich zwischen uns regt, reifen lassen. Der Augenblick wird kommen, wo wir einander ganz gehören werden“. Sie schwieg, nach einer Weile fragte sie: „Was meinst du“? – Heinrich antwortete nicht sofort. Er blickte Nathalie fest in die Augen. Schon oft hatte er früher mit Frauen das eine oder andere Techtelmechtel erlebt. Was jetzt geschah, war damit nicht zu vergleichen. Nathalie war für ihn wie eine Offenbarung, zu der er

selbst fast nichts beigetragen hatte. Er spürte, alles Vergangene war unwichtig geworden; was jetzt zählte, war nur das gemeinsame Glück. „Ich bin mit dir einverstanden“, antwortete er, „was ich empfinde, überwältigt mein Fühlen“. – Nathalie küsste ihn auf den Mund. „Du bist der ansprechendste, der interessanteste Mann, der mir je begegnet ist“, sagte sie leise. – „Du bist die schönste und gleichzeitig geheimnisvollste Frau, die ich je kennen lernte“, flüsterte er in ihr Ohr und fügte bei: „Ich weiss nicht, wie ich es verdient habe, dich in meinen Armen halten zu dürfen“. – „Wir haben es beide verdient! Weil wir wahrhaftig sind, weil wir so leben, wie wir sind“. – „Weil wir uns keine Rollen vorspielen“! fuhr Heinrich fort. – Nathalie antwortete: „Wegen der Heuchelei und Gemeinheit, die unsere Gesellschaft beherrscht, bin ich in diese Einsamkeit geflohen. Ich werde es dir später einmal erzählen. Heute lass uns geniessen, was wir zusammen gefunden haben“! Sie legte ihren Arm um seinen Hals; sie küsste ihn, jetzt schon mit mehr Heftigkeit.

Hand in Hand kehrten sie ins Haus zurück. Nathalie holte Walter, dieser sattelte die Pferde. Die Sonne stand bereits am Horizont, als sich Heinrich verabschiedete. „Am kommenden Samstag erwarte ich dich“! sagte Nathalie beim Abschied. „Am Samstagmorgen um zehn Uhr wird Walter bei Dir sein“. Sie stand vor dem Haus und winkte, bis Heinrich und Walter im Wald verschwunden waren.

An jedem folgenden Samstag besuchte Heinrich Nathalie. Manchmal blieb er über Nacht. Im Dachstock hatte ihm Nathalie ein Zimmer hergerichtet. Dort stand ein grosses Bett, von dem aus Heinrich in den Himmel schauen und die über das Haus hinwegfliegenden Vögel sehen konnte. Wenn er sich erhob und aus dem Fenster blickte, lag vor ihm der See. Er sah das gegenüberliegende Ufer, wo nachts die Lichter von Zeerwald leuchteten.

Manchmal setzte sich Nathalie ans Klavier, sie spielte Stücke von Bach, von Mozart, von Schumann, von Chopin. Der Klang ihres Spiels war rein und schön. Heinrich, der sich bis jetzt nur wenig um klassische Musikwerke gekümmert hatte, hörte fasziniert zu. „Hast du schon in einem Konzertsaal gespielt“? fragte er. – „Früher war ich eine gute Pianistin, jetzt hat man meinen Namen vergessen. Vor drei Jahren habe ich zum letzten Mal in der Öffentlichkeit gespielt“. – „Warum hast du aufgehört“? – „Diese Frage will ich noch nicht beantworten, dazu müsste ich dir meine Vorgeschichte erzählen. Noch bin ich nicht bereit! Warte, ich werde von selbst darauf zurückkommen“!

Nathalie las viel. Auf dem Büchergestell im Zentralraum befanden sich bis zur Decke hin die meisten bedeutenden Werke der klassischen Literatur in deutscher, französischer, italienischer

und englischer Sprache. Daneben gab es Übersetzungen aus der russischen und chinesischen Literatur. Es fanden sich moderne Bücher, philosophische und geschichtliche Abhandlungen, Romane. Manchmal, wenn Heinrich den Raum betrat, fand er Nathalie schreibend am Tisch vor dem Fenster sitzen. „Was schreibst du?“ fragte er – „Ich schreibe über die Geschehen, deren Zeugin ich geworden bin, über meine Gedanken, über meine Träume. Es gibt vieles, das ich verarbeiten muss! Ich tue es, indem ich es aufschreibe. Vielleicht darfst du es später lesen, vielleicht!“ – „Von was hängt das ab?“ fragte Heinrich. – „Es hängt davon ab, ob wir zusammenbleiben oder uns trennen werden.“ – „Das Wort ‚Trennung‘ habe ich, soweit es sich auf dich bezieht, aus meinen Gedanken entfernt.“ – „Ich hoffe, es werde nie zurückkehren!“ antwortete Nathalie mit einem etwas gequälten Lächeln. Heinrich wurde aus ihrem Lächeln nicht klug. Fortan vermied er es, Nathalie mit Fragen zu bestürmen, auf die sie nicht antworten wollte.

Wenn sie sich nahe waren, berührten sie sich; unentwegt umarmten und küssten sie sich. Eng standen sie beieinander, als wäre es unmöglich, sich ohne den anderen zu bewegen. Eines Abends im November – draussen schneite es – betrat Nathalie das Dachzimmer, in dem sich Heinrich zum Schlafen hingelegt hatte. „Es ist kalt, ich friere in meinem Bett“, sagte sie, „darf ich mich bei dir wärmen?“ – „Komm!“ Heinrich schlug die Bettdecke zurück, Nathalie liess sich an seiner Seite nieder. Sie schlug den rechten Arm um seine Schultern, kuschelte sich nahe heran; das rechte Bein legte sie auf seinen Körper. „Du hast mich gefangen!“ flüsterte Heinrich. – „Nicht gefangen, umschlungen! Ich lasse dich nicht mehr los.“ – „Mache mit mir, was dir gefällt!“ Er küsste sie, er streichelte ihren Nacken, fuhr mit seiner Hand weiter hinunter, knetete sachte die Rundung, die er fand. Nathalie griff unter seine Pyjamajacke, strich über seinen Rücken; vorsichtig schob sie seine Pyjamahosen nach unten. Für beide gab es kein Zurückhalten mehr. Ungestüm pressten sie sich aneinander. Heinrich legte sich über Nathalie, drang in sie ein. Sie stöhnte, jaulte; mit beiden Händen krallte sie sich an seinem Rücken fest, als wollte sie seine Haut durchbohren. Heinrich ächzte, er schrie vor Schmerz, er schrie vor Lust, er bäumte sich auf. Beide liessen es geschehen.

Ermattet lagen sie nebeneinander. Sie sagten kein Wort, nur ganz sachte streichelten sie sich, bis Heinrich spürte, wie sich seine Männlichkeit abermals aufbäumte. Auf der Seite liegend drängte er sich an sie, wieder fanden sie sich. „Du bist wunderbar!“ flüsterte Nathalie. Heinrich küsste ihren Mund: „Wir gehören zusammen, für immer!“ Umschlungen schliefen sie ein. Als Heinrich vier Stunden später erwachte und Nathalies Körper neben sich spürte, geriet er abermals in Erregung. Ohne sie zu wecken, drang er auch jetzt an sie heran. Sie

erwachte; sie sagte kein Wort, kuschelte sich noch enger an ihn. Beide fielen abermals in Schlaf. Als die Sonne durch das Dachfenster schien, erwachten sie.

Fortan kehrte Heinrich nur noch selten nach Waldbrücken in sein Haus zurück. Er wollte bei Nathalie bleiben. In jeder Nacht überwältigte ihn das Verlangen nach seiner Geliebten, und diese wollte nicht weniger von Heinrich lassen. Regelmässig wechselten sie den Ort ihrer zärtlichen Stunden. Manchmal schliefen sie im Dachzimmer, ein anderes Mal in Nathalies eigenem Zimmer neben dem grossen Raum. Ihre Liebespiele waren ungestüm, nie konnten sie genug voneinander bekommen. Tagsüber fühlten sie sich in bester Stimmung, ihre Gesichter strahlten; jedermann konnte sehen, wie glücklich sie waren. Luise und Walter schienen sich zu freuen, weil neues Leben das Haus erfüllte.

Hinter dem Haus lag ein Garten, in ihm wuchsen Bohnen, Tomaten, Karotten, Salate; mit diesen Gemüsen beschäftigte sich Luise. Etwas weiter entfernt hatte Nathalie einen Rosengarten angelegt, den sie selbst pflegte. Wenn Heinrich an ihrer Seite – es war im September – zwischen den Beeten spazierte, genoss er die Farbenpracht, die die letzten Blumen des Jahres verbreiteten. Noch immer schwebte ein Duft über allem. Davon konnte Heinrich nicht genug bekommen! Ein ähnlicher Duft entströmte Nathalies Körper.

Am Donnerstag, wenn Nathalie, Walter und Luise über den See ruderten, begleitete sie Heinrich. Zeerwald war das einzige Dorf in der Nähe. Es habe tausend dreihunderteinundfünfzig Einwohner, behauptete Märkel, der Dorfpolizist. Das Dorf lag direkt am Wasser. Um den See herum dehnten sich Wälder. Die Einwohner lebten vom Holzschlag, von der Fischerei, von der Landwirtschaft. Es waren einfache, freundliche Leute, die Heinrich kennenlernte. Sie verstanden sich gut mit den Bewohnern des Hauses jenseits des Sees. Sie bewunderten und schätzten Nathalie. Schon mehrmals hatte sie geholfen, wenn jemand im Dorf in Not geraten oder krank geworden war. Nathalie stellte Heinrich als einen befreundeten Arzt vor. Vielleicht werde er später am See arbeiten, sagte sie beiläufig bei einem Gespräch. So war Heinrich als Freund eingeführt. In Zeerwald gab es einen Gemischtwarenladen, einen Gasthof, ein Postamt, eine Polizeistation; Nathalie besass ein Postfach, das Walter einmal wöchentlich leerte. Als Heinrich Nathalie fragte, ob sie sich auf die Post verlassen könne, antwortete sie, sie bekomme selten Briefe, manchmal von ihrem Bruder. Mit Freunden und Bekannten aus früherer Zeit sei der Kontakt versiegt.

Jeden Morgen, nach dem Frühstück im grossen Saal, hatten Nathalie und Heinrich spannungsgeladene Gespräche, die sie nachmittags auf ihren Spaziergängen fortsetzten. In

den ersten Tagen sprachen sie fast ausschliesslich über ihre Gefühle. Zwar waren beide nicht unerfahren, doch nie zuvor hatten sie einen anderen Menschen mit derartiger Intensität erlebt. Was sich zwischen ihnen entwickelt hatte, war bedingungsloses Sichhingeben.

Später berührten ihre Gespräche andere Themen. Nathalie hatte an einer Universität, deren Namen sie Heinrich nicht mitteilen wollte, angefangen, Philosophie und Literatur zu studieren. Aus Gründen, über die sie auch nicht sprechen wollte, hatte sie ihr Studium abgebrochen. Sie hegte, wie Heinrich aus dem, was sie erzählte, spürte, einen tiefen Groll gegen das gesellschaftliche System, das Wieberitz beherrschte. Bei den meisten Menschen gebe es keine Aufrichtigkeit, sagte sie. Sie habe es kaum je erlebt, dass Menschen, mit denen sie zu tun hatte, offen ihre Überzeugungen äusserten und diese verteidigten. Immer wieder seien Gründe in den Vordergrund geschoben worden, hinter denen Gier oder Neid sich bemerkbar machten. „Je grösser die Intelligenz eines Menschen“, sagte sie, „desto raffinierter sein Versteckspiel! Desto besser beherrscht er diplomatische Kniffe! In unserer Gesellschaft bewundert man Leute, deren Entgegenkommen und Kompromissbereitschaft heuchlerisches Spiel sind. Erst später, wenn sie ihre Machtposition ausgebaut und ihren materiellen Gewinn erzielt haben, wird auf ihren Gesichtern das Böse sichtbar!“ – „Glaubst du, diesen Zustand ändern zu können?“ – „In der Tat, ich glaubte es früher, heute mache ich mir keine Illusionen mehr! Vertrauensvoll wendete ich mich den Leuten zu, mit denen ich zu tun hatte, doch niemand kam mir unbeschwert, ohne Erwartungen und Forderungen entgegen. Sie mauschelten alle, versuchten mich zu übervorteilen! Es ging ihnen nur um Macht, um Reichtum, um nichts anderes! Sie hofften, ich würde ihr eigentliches Getue nicht bemerken. Eines Tages sagte ich zu mir: ‚So nicht mehr! Ich habe mich losgerissen, ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen. Hier lebe ich, wie es für mich richtig ist. Ich habe meine Musik, ich habe meine Bücher. Ich erfinde Geschichten mit Menschen, die für mich wirklich sind, auch wenn sie nur in meiner Vorstellung leben.“ – „Du bist radikal!“ sagte Heinrich. – „Ich bin so geworden! Meine Existenz war bedroht, ich merkte, wie ich in ein schwarzes Loch hineingezogen wurde, aus dem es kein Entrinnen mehr geben konnte. Ich stand vor einer Katastrophe, ich habe mich rechtzeitig zurückgezogen.“ – „Könntest du mir über diese Katastrophe, die dir derart zugesetzt hat, nicht Genaueres erzählen, liebe Nathalie?“ – „Alles zu seiner Zeit! Du bist der erste aufrichtige Mensch, den ich kenne. Dir gebe ich mich ohne Einschränkung hin, wie ich es nie zuvor getan habe. Solltest du mich enttäuschen, wäre es mir kaum noch möglich, weiterzuleben. Aufrichtigkeit betrifft nicht nur das gesprochene Wort. Aufrichtigkeit umfasst die ganze Person, sie zeigt sich in jedem Lächeln, in jeder Geste! Nachts, wenn wir uns lieben, merke ich, wie wahr du in deinen Bewegungen, in deiner

Zärtlichkeit bist“. Nathalie schaute liebevoll auf Heinrich. „Ich glaube“, fügte sie bei, „Gott hat uns füreinander bestimmt, er hat uns zueinander geführt“.

Heinrich fühlte sich nach solchen Gesprächen erschüttert. Er fragte sich, ob er auch in Zukunft den Vorstellungen Nathalies genügen werde, ob sie ihre Ansprüche nicht zu hoch setze, ob er die Kraft besitze durchzuhalten? Gleichwohl spürte er sich stark. Sein Wille war kompromisslos auf das Zusammenleben mit Nathalie gerichtet. Er zweifelte nicht an seiner Fähigkeit, diese Frau aufrichtig zu lieben und ihr treu zu bleiben.

Heinrich wollte von Nathalie wissen, ob sie mit ihm, wenn er als Arzt arbeiten werde, in einer Stadt oder in einem Dorf leben würde. „Ich schliesse beides nicht aus“, antwortete sie. „deine Arbeit achte ich! Ich bleibe bei dir, wenn du im hippokratischen Sinne arbeitest, wenn du nicht wie andere die Heilkunst für Macht und Profit missbrauchst. Ich werde an deiner Seite sein, wohin du dich auch begeben wirst“.

Weihnachten ging vorüber, einmal mehr breitete der Winter sein weisses Kleid über das Land. Im Februar erhielt Heinrich ein Schreiben aus dem Universitätskrankenhaus in Wieberitz, wo er sich vor einem halben Jahr um eine Assistentenstelle beworben hatte. Im Schreiben offerierte man ihm eine chirurgische Ausbildungsstelle auf Anfang April; man forderte ihn auf, sich unverzüglich vorzustellen. Schweren Herzens nahm er von Nathalie Abschied. Er meinte, er werde in zehn Tagen nach Waldbrücken zurückkehren. Er müsse sich dann noch einer dringenden Reparatur in seinem Hause widmen, die wenigstens zwei Tage in Anspruch nehme. Spätestens in zwei Wochen werde er wieder bei ihr sein.

Die Stelle, die man ihm offerierte, nahm er an. Er hoffte, er könne Nathalie überzeugen, mit ihm zusammen nach Wieberitz zu ziehen. Er kehrte nach Waldbrücken zurück. Am Abend nach seiner Ankunft stand er am Fenster und schaute, wie der Wind die Bäume im Garten bewegte. Plötzlich sah er Walter an der gegenüberliegenden Hausmauer auftauchen und ihm zuwinken. Hatte Nathalie ihn geschickt, obschon die zwölf Tage seiner geplanten Abwesenheit noch nicht ganz vorüber waren? Irgendetwas schien nicht in Ordnung zu sein!

Auf dem Bett im Zimmer des Gasthofs von Zeerwald sitzend, dachte Heinrich an die Tage und Nächte, die er mit Nathalie erlebt hatte. Jetzt war sie verschwunden, er hatte keine Ahnung, wo sie sein könnte. Nathalie hatte nie Genaueres über ihr früheres Leben erzählt. Er besass nicht den geringsten Anhaltspunkt, wo er sich hinwenden müsste, um sie zu suchen. Wer hatte seine Abwesenheit ausgenützt, um sich bei Nathalie einzuschleichen, um sie zu

nötigen, sie vielleicht sogar zu zwingen, ihr Haus zu verlassen? Mit welcher Absicht hatten die oder der Täter ihr gemeinsames Glück zerstört?

Nachdem er in Gedanken alles durchleuchtet hatte, legte er sich, ohne seine Kleider auszuziehen, auf das Bett des Gasthauses, er zog die Wolldecke über sich. Bald war er eingeschlafen. Erst als das Tageslicht das Fenster des kleinen Raumes erhellte, wachte er auf.

Vergebliche Suche

Nachdem Heinrich einen Kaffee getrunken und ein Stück Brot gegessen hatte, stieg er auf sein Pferd und ritt in westlicher Richtung, zum unteren Ende des Sees. Wo sich die asphaltierte Strasse dem Seeufer näherte, sah er Radspuren eines Lastwagens, die bis ans Wasser führten. Etwa hundert Meter entfernt befand sich das Haus des Strassenwarts. Heinrich klopfte an die Türe, eine Frau öffnete. Heinrich stellte sich vor und bat, mit Martin zu sprechen. Ihr Mann sei bei der Arbeit, sagte die Frau, sie erwarte ihn um fünf Uhr. Als Heinrich fragte, ob sie gesehen habe, was in der vorletzten Nacht am Seeufer passiert war, fing die Frau an auszuruhen. „Unglaublich! Diese Verbrecher“! sagte sie. „Da war ein Lastwagen, er fuhr rückwärts ans Wasser. Mit einem Kran, der am Wagen befestigt war, wurde ein Boot abgeladen. Sie waren drei Männer, zwei dicke kleine und ein grosser, der sich abseits hielt. Als mein Mann zum Seeufer ging und die Männer fragte, was sie hier machten, überschütteten sie ihn mit Verwünschungen und Flüchen. Martin liess nicht locker. Die zwei Dicken fing an, meinen Mann zu schubsen. Sie verfolgten ihn bis in unser Haus, drangen in unser Wohnzimmer ein, rissen das Telefon aus der Wand und nahmen ihm das Handy weg. Beide Apparate nahmen sie mit. „Die findest du morgen neben der Strasse! Komm heute Nacht ja nicht mehr ans Ufer, sonst“! schrien sie. Einer fuchtelte mit der Pistole herum. Ich hatte mich in der Küche versteckt und das Licht gelöscht. Aus dem Küchenfenster konnte ich die Kerle beobachten. Sie setzten sich ins Boot und fingen an zu rudern, bald verschwand das Licht ihrer Laterne in der Dunkelheit. Kurz nach Mitternacht – mein Mann schnarchte, ich konnte nicht schlafen – fing der Lärm am Seeufer wieder an. Zuerst hörte ich, wie sich das Boot mit aufgedrehtem Motor näherte. Ich sah, wie es anlegte. Jetzt waren es vier Leute, eine Frau war dabei. Sie weigerte sich, das Boot zu verlassen. Der schlanke Mann, der sich bis jetzt abseits gehalten hatte, zerrte die Frau am Arm. Sie schrie: „Du tust mir weh! Ich will nicht mit dir gehen“! Diese Worte hörte ich deutlich. Der Mann versetzte ihr eine Ohrfeige. Einer der Dicken – es war der gleiche, der uns mit der Pistole bedroht hatte – nahm die Arme

der Frau, drehte sie auf den Rücken und legte sie in Handschellen. Dann hob er die Frau in die Höhe, trug sie zum Wagen und stiess sie in die Kabine. Der grosse, schlanke Mann setzte sich zu ihr. Mit dem Kran hoben die Dicken das Motorboot auf die Ladefläche des Lasters, banden es fest und fuhren davon. Am Morgen suchte mein Mann das Telefon und das Handy, er fand sie im Graben neben der Strasse“.

Mit zunehmendem Schrecken hatte Heinrich zugehört. Nathalie schwebte in Gefahr! Er wagte nicht zu denken, was diese Teufel ihr noch antun könnten. In diesem Augenblick kam Märkel, der Polizist aus Zeerwald, auf seinem Motorrad angefahren. „Herr Märkel“, rief Heinrich, „hören Sie, was die Frau des Strassenwarts berichtet. Sie hat gesehen, wie jemand Nathalie Pedersen misshandelte und sie mit Gewalt entführte. Das ist Menschenraub, es ist ein schweres Verbrechen! Senden Sie noch heute eine Nachricht an Ihre vorgesetzte Stelle“! Märkel blickte etwas gelangweilt auf Heinrich. „Wirklich“? sagte er und wandte sich der Frau des Strassenwarts zu. Heinrich begriff: der Polizist war überfordert.

Er verabschiedete sich. So schnell er konnte und sein Pferd es ertrug, ritt er zum Haus, wo Nathalie gewohnt hatte. Luise war zurückgekehrt, Heinrich traf sie mit verweintem Gesicht. Nicht nur Nathalie, für die sie gesorgt hatte, als wäre sie ihre eigene Tochter, war verschwunden, auch der Hund war nicht mehr da. Heinrich erzählte, was er gehört hatte. Sein Bericht war für Luise kaum erträglich, Entsetzen malte sich auf ihrem Gesicht. „So schlimm kann es Nathalie doch nicht ergangen sein! Die Frau des Strassenwarts dramatisiert und übertreibt meistens“, jammerte Luise, „doch erfunden, hat sie die Geschichte ja auch nicht“. – „Walter“! sagte Heinrich, „Sie und Ihre Frau haben mir mehrmals die Auskunft verweigert, als ich mich bei Ihnen nach dem Vorleben von Nathalie erkundigte. Das war Ihr Recht, Sie mögen ehrenhafte Gründe gehabt haben! Jetzt ist Nathalie in Gefahr. Ich bin entschlossen, alles zu tun, um sie zu finden, um sie zu retten. Ihre Entführung hat – vermute ich – mit Nathalies Vergangenheit zu tun. Ich habe keine Ahnung, wo ich sie suchen muss, wenn Sie mir weiterhin vorenthalten, was Sie wissen. Ich bitte Sie, mir jetzt alles über Nathalies Probleme in ihrem früheren Leben zu erzählen“.

Walter schaute Heinrich mit einem Blick an, als würde er ihn etwas fragen, das sich auf Ausserirdische bezog. Er wandte den Kopf und blickte auf Luise. Diese sagte: „Seit langem spüre ich, wie viel sich Nathalie und Heinrich gegenseitig bedeuten. Wir sind verpflichtet, Heinrich zu helfen. Wir müssen ihm sagen, was wir selbst erfahren haben. Aber“, sie wandte sich Heinrich zu: „auch wir kennen nur Bruchstücke aus ihrer Vergangenheit“. -

„Meine Frau soll berichten“, brummte Walter, „ich weiss kaum etwas“! – Luise redete: „Nathalie Pedersen ist in Wieberitz aufgewachsen. Ihr Vater heisst Eugen Meyer, er ist ein Rechtsanwalt mit angeschlagenem Ruf: seine Klienten sind Leute, die mit zwielichtigen Geschäften zu Reichtum und Macht gelangt sind. Sooft diese Leute wegen ihrer Machenschaften mit Gesetz und Verwaltung in Konflikt geraten, verteidigt sie Eugen Meyer vor Gericht. Man munkelt, auch er arbeite nicht immer mit legalen Methoden.

„Nathalies Mutter ist vor zwei Jahren gestorben. Sie war eine Schriftstellerin und Malerin. Unter dem Namen Alice Pedersen hat sie mehrere Bücher veröffentlicht, darunter auch Kinderbücher, für die sie die Bilder selbst malte. Pedersen ist, soviel ich weiss, der ledige Name der Mutter, er ist auch der Name ihres verstorbenen Bruders, Nathalies Onkel, dem dieses Haus gehört hat. Franz Pedersen war ein Sammler von Bildern und Büchern. Er liebte es, hier in der Einsamkeit zu wohnen, er freute sich an der Natur. Er war ein leidenschaftlicher Jäger. Begleitet von seinem Hund Beppo durchstreifte er die Wälder. Nathalie liebte ihren Onkel. Oft begleitete sie ihn auf der Jagd, obschon sie nicht glücklich war, wenn der Onkel Tiere tötete. Vor drei Jahren ist Franz gestorben, das Haus hat er seiner Nichte vermacht. Nathalie hat den Namen Pedersen angenommen; ob es heute ihr legaler Name ist oder ob er nur hier in dieser Einsamkeit Gültigkeit hat, wissen wir nicht. Zu Eugen Meyer, ihrem Vater, hat sie eine oberflächliche Beziehung. Sie verabscheut seinen Beruf; vor allem ekelt sie sich vor seinen Klienten, die der Vater öfters nach Hause brachte, wenn es Angelegenheiten zu besprechen gab, über die er in seinem Büro nicht reden wollte. Ich habe den Vater nur einmal gesehen. Er ist ein massiv gebauter, kahlköpfiger Mann mit einer arroganten Art, sich in Szene zu setzen. Eugen Meyer gefällt mir nicht, ich kann mir nicht vorstellen, wie die feinfühligste, musisch begabte Nathalie seine Tochter sein kann“.

Heinrich wollte etwas sagen, doch Luise liess sich nicht unterbrechen, sie erzählte weiter: „Meyer hat einen bevorzugten Klienten, er heisst John Greitner. Er ist ein fünfundvierzigjähriger, gut aussehender Mann, der ein grosses Vermögen besitzt. Wie er zu seinem Reichtum gekommen ist, weiss niemand. Man spricht von Drogen, von Frauenhandel und ähnlichen Machenschaften. Nathalies Vater hat Greitner mehrmals vor Gericht vertreten, er konnte verhüten, dass sein Klient je verurteilt wurde.

„Vor ungefähr drei Jahren – ich war damals Haushälterin bei Nathalies Mutter – hörten wir, dass sich Greitner mit Nathalie verlobt habe. Es hiess, der Vater habe die Verlobung arrangiert, ohne zuvor seine Tochter zu fragen. Nathalies Mutter war nicht einverstanden, Onkel Franz war bereits gestorben. Wie es weiterging, soll Walter berichten“! – „Ich weiss

nichts von dieser Geschichte. Nathalie hat mir nichts anvertraut“, sagte Walter mit ärgerlicher Stimme. – Luise erzählte weiter: „Bevor Sie hier auftauchten, hatte Nathalie in meinen Armen geheult, weil Greitner mehrmals versuchte, wieder mit ihr in Kontakt zu treten. Irgendwie hatte er herausgefunden, dass Nathalie in diesem Haus lebte. Greitner, an den sie ihr Vater verschachern wollte, sieht zwar gut aus, auch soll er gepflegte Umgangsformen besitzen. Doch wenn jemand gegen ihn aufbegehrt, wenn jemand seinen Befehlen nicht gehorcht, wird er unangenehm, wie Nathalie bald merkte. John erträgt es nicht, wenn ihn jemand kritisiert. Nathalie wollte mehr über ihn wissen. Sie beobachtete, sie forschte nach und stiess auf Informationen, die sie entsetzten. Langsam begriff sie, dass der Vater versuchte, sie mit einem Verbrecher zu verheiraten. Sie verlangte Rechenschaft von ihrem Vater. Dieser nannte die Vorwürfe, die Nathalie gegen Greitner vorbrachte, gemeine Verleumdungen. Nathalie weigerte sich, mit Greitner weiterhin in Beziehung zu treten, geschweige denn ihn zu heiraten. Als sie dies ihrem Vater mitteilte, bekam er einen Wutanfall; er tobte, wie Nathalie ihn nie zuvor erlebt hatte: ‚Entweder Du heiratest John Greitner‘, brüllte er, ‚oder du bist nicht mehr meine Tochter, du verlierst dein Erbteil‘!

„Nathalie brach jeden Kontakt zu ihrem Vater ab. Sie zog zu ihrer Mutter, die seit Jahren nicht mehr mit ihrem Mann zusammenlebte. Die Mutter war damals krank. Greitner verfolgte Nathalie, mit Gewalt brach er in die Wohnung der Mutter ein. Wegen des Lärms, den er verursachte, riefen die Nachbarn die Polizei. Greitner musste unverrichteter Dinge abziehen. Am folgenden Tag war Nathalie verschwunden.

„Sie reiste mit dem Zug nach Waldbrücken. Dort kaufte sie ein Fahrrad, durch den Wald radelte hierher sie. Seit mehr als zwei Jahren lebt sie hier. Weder von ihren Eltern noch von Greitner hörte sie etwas. Nur Lukas Meyer, ihr Bruder, schreibt ihr ab und zu und erzählt, was in der Hauptstadt vor sich geht. Als sich der Zustand der Mutter verschlechterte, reiste Nathalie mit Lukas' Hilfe zu ihrer Mutter. Sie pflegte die Mutter, bis sie der Tod von ihren Leiden erlöste. Dann kehrte Nathalie hierher zurück. Während fünf Jahren war ich Haushälterin bei der Mutter gewesen, auch ich habe sie bis zum Schluss gepflegt. Nach ihrem Tod bin ich Nathalie gefolgt. Mehrere Monate später ist Walter hier aufgetaucht. Ausser uns beiden lebte nie jemand bei Nathalie; nie hatte sie Besuch, bis Sie auftauchten. Vor ungefähr zehn Tagen – Sie waren bereits nach Wieberitz abgereist – erhielt Nathalie einen Brief von John Greitner. Er teilte ihr mit, dass er seine Verlobung noch geltend mache, ja dass er Mittel finden werde, seinen Anspruch durchzusetzen und sie zu holen. Am Schluss des Briefes hiess es: ‚Ich weiss, wo du bist. Dein Vater lässt mir freie Hand‘“! Luise schwieg.

Heinrich sagte kein Wort. Walter schaute in eine Ecke, als ginge ihn das alles nichts an. Ein ungemütliches Schweigen erfüllte die Küche. Heinrich erhob sich, langsam ging er in seine Kammer. Dort blieb er, bis es Nacht wurde. Er machte sich einen Plan zurecht, wie er vorgehen wollte, um zu Nathalie zu gelangen und sie zurück in ihr Landhaus zu bringen. Er schrieb die Punkte auf, über die er sich Klarheit verschaffen wollte: Was war über Greitner publiziert worden, welche Prozesse waren ihm aufgehalst worden? Was war über Eugen Meyer bekannt? Heinrich hatte einen Freund, mit dem er das Gymnasium besucht hatte. Peter Moll war Rechtsanwalt, er würde ihm helfen, an gewisse Informationen heranzukommen. Ihn wollte er in Wieberitz zuerst aufsuchen. Anschliessend wollte er Lukas Meyer, Nathalies Bruder, treffen; auch er war Jurist. Doch bei ihm müsste er vorsichtig vorgehen; er wusste nicht, welche Stellung Lukas zu seiner Schwester, zu seinem Vater und zu Greitner hatte. Erst nachdem er sich über Lukas' Haltung Klarheit verschafft hatte, durfte er es wagen, ihn um Hilfe zu bitten, um Nathalie zu suchen und sie, falls es notwendig sein sollte, zu befreien. Nicht zuletzt wollte Heinrich diesen John Greitner kennenlernen. Dieser konnte kaum etwas von seiner Beziehung zu Nathalie wissen; war es doch kaum anzunehmen, dass ihn jemand informiert hatte. Aber da gab es eine wichtige Frage, auf die er bis jetzt keine Antwort wusste: war es überhaupt Greitner, der Nathalie entführt hatte? Bis jetzt gab es keine Beweise, dass Greitner irgendetwas mit Nathalies Verschwinden zu tun hatte!

Ein Gedanke quälte Heinrich; wie ein Schleier legte sich der Gedanke über sein Vorhaben: wäre es möglich, fragte sich Heinrich, dass Nathalie ihrem Entführer freiwillig gefolgt wäre? Oder dass sie sich ihm nach anfänglichem Widerstand gefügt hätte? Nathalie hatte mit Heinrich nie über ihre Mutter und ihren Vater gesprochen; auch die von ihrem Vater aufgezwungene Verlobung hatte sie nie erwähnt. Dass der Entführer Nathalie brutal behandelte, behauptete die Frau des Strassenwarts, die angeblich, wie Luise bemerkt hatte, gerne übertrieb und dramatisierte. Vielleicht war Nathalies Verschwinden weniger schwerwiegend, als er befürchtete, vielleicht war seine Wut nicht gerechtfertigt? Vielleicht würde demnächst ein beruhigender Brief von Nathalie eintreffen, und seine Aufregung würde sich in Frieden auflösen. Doch dann sah er den toten Beppo vor sich. Wer den Hund, den Nathalie liebte, getötet hatte, musste ein Scheusal sein! Abermals ermahnte er sich, behutsam vorzugehen, nichts zu überstürzen, alle Optionen offen zu halten. Über solchen Gedanken schief er ein. Wilde Träume jagten ihn: er sah Nathalie, an einen Baum gefesselt, um Hilfe rufen. Er wollte zu ihr, aber der Weg zu ihr war durch einen tiefen Graben unterbrochen. Es war nicht das erste Mal, dass er von einem Schlund träumte, der sich zwischen Nathalie und ihm auftat.

Früh am nächsten Morgen bat er Walter, ihn mit den Pferden bis nach Waldbrücken zu begleiten. Heinrich verabschiedete sich von Luise. Stumm ritt er neben Walter durch den Wald. Walter benahm sich merkwürdig, er gab kaum Antwort, wenn Heinrich ihn etwas fragte. Es war, als hätten die beiden Männer nichts mehr miteinander zu besprechen. In Waldbrücken verabschiedeten sie sich wortlos. Nur kurz hielt sich Heinrich in seinem Haus auf, dann fuhr er mit dem Zug in die Hauptstadt.

Im Hauptbahnhof von Wieberitz telefonierte Heinrich mit seinem Freund Peter Moll. Er sagte, er habe Probleme, er brauche seine Hilfe. Peter lud ihn in seine Wohnung ein. Bei einem Glas Wein schilderte Heinrich ausführlich, was sich ereignet hatte, welchen Problemen er sich gegenüber sah, was er vorhabe. Nachdem er geendet hatte, sagte Peter: „Ich habe aufmerksam zugehört; ich werde versuchen dir zu helfen. Wir müssen akribisch vorgehen. Zwei Komplexe stören mich an deiner Erzählung, erstens: Warum lässt Greitner, falls er überhaupt der Entführer ist, mehr als zwei Jahre verstreichen, bis er sich entschliesst, seine Verlobte zu suchen und sie zurückzuholen? Falls er sie zurückgewinnen will, warum geht er mit Gewalt gegen sie vor? Was hat sich für ihn in den zwei Jahren verändert? Zweiter Komplex: Warum findet der Überfall in einer Nacht statt, in der Nathalie alleine zuhause ist? Wie weiss der Entführer das? Wer hat ihn informiert?“ – Unbeweglich sass Heinrich auf seinem Stuhl und starrte vor sich hin. „Du hast recht“, sagte er nach einer Weile, „diese Fragen habe ich mir bis jetzt nicht gestellt. Wer könnte der Informant sein?“ – „Überlege! Wir müssen ihn finden“. Peter fuhr fort: „Morgen werde ich in der Gerichtsbibliothek die Fälle studieren, bei denen Greitner angeklagt war und Meyer ihn verteidigt hat. Ich habe einen Freund bei der Polizei. Ich werde versuchen, einiges über Greitner und über sein heutiges Verhältnis zu Meyer in Erfahrung zu bringen. Du Heinrich unternimmst vorläufig nichts. Du wohnst bei mir, wo dich niemand vermutet. Du solltest auch nicht telefonieren. Wenn es aber unbedingt sein muss, telefonierst du von einer öffentlichen Sprechstation aus. Hundert Meter von hier, auf dem Platz, hat es eine Kabine. Ich bin sicher, falls Greitner der Entführer ist, weiss er bereits, dass du in Wieberitz angekommen bist und dass du ihm nachspionierst“.

Dann legten sie sich schlafen. Als Heinrich am Morgen aufwachte, hatte sein Freund das Haus bereits verlassen. Heinrich braute sich einen Kaffee, setzte sich an den Küchentisch und dachte nach. Es war Peters zweite Frage, die ihm Kopfzerbrechen machte: „Wer hätte dem Entführer den Tipp geben können, in genau jener Nacht, da Nathalie alleine in ihrem Haus war, einzugreifen? Eigentlich kamen nur drei Personen in Frage: Walter, Luise und – Heinrich durfte es nicht ausschliessen, wenn er eine korrekte Antwort finden wollte – Nathalie selbst! Doch als er an die letzte Möglichkeit dachte, verwarf er sie mit Nachdruck. Er konnte an allen

Leuten, mit denen er zu tun hatte, zweifeln ausser an Nathalie! Auf keinen Fall würde sie sich ein zweites Mal von Greitner oder auch von irgendeinem anderen Menschen misshandeln lassen! Wer sagte denn, man habe sie misshandelt? Die Frau des Strassenwarts! Sie habe den Ruf einer Schwätzerin, behauptete Luise. Gesetzt aber, Nathalie wollte aus der Einsamkeit fliehen und hätte Walter um Hilfe gebeten! Walter hätte dann Martins Frau instruiert oder bestochen! Je weiter Heinrich nach der Wahrheit suchte, desto mehr verlor er sich in einem Irrgarten, aus dem sich seine Gedanken kaum mehr befreien konnten. Er fand keine Antwort auf Peters zweite Frage!

Auch der erste Komplex war unlösbar. Heinrich wusste jetzt, dass sich Nathalie vor zweieinhalb Jahren unwiderruflich von John Greitner getrennt und in ihr Waldhaus zurückgezogen hatte. Luise hatte es ihm erzählt, sie wusste es von Nathalie. Wenn aber Luise geschwindelt und ihm einen Bären aufgebunden hätte? Gesetzt, sie hätte aber die Wahrheit gesagt, aus welchen Gründen hätte der Entführer während mehr als zwei Jahren auf Nathalie verzichtet, um sie dann plötzlich mit Gewalt an sich zu reissen? Wenn Greitner der Entführer war, warum könnte es in seinem Interesse sein, eine Frau zurückzuholen, die ihm vor langer Zeit entflohen war? War er einer, der keine Niederlagen ertrug? Warum hätte er dann mehr als zwei Jahre gewartet? Es musste etwas Entscheidendes in den vergangenen Monaten passiert sein, etwas, das Greitners Verhältnis zu Eugen Meyer und damit auch zu Nathalie betraf! War vielleicht auch Nathalies Bruder Lukas involviert? Heinrichs Gedanken verhedderten sich abermals in einem Labyrinth.

Heinrich ging in Peters Wohnzimmer. Er brauchte eine Abwechslung, die ihn auf andere Gedanken brachte. Er ging zum Gestell an der Wand und schaute sich in den Büchern um, die dort aufgestellt waren. Er fand einen Roman mit dem Titel ‚Die dunkle Seite der Liebe‘ von einem Rafik Schami geschrieben. Das erste Kapitel hiess: ‚Das Buch der Liebe‘, das zweite ‚Das Buch des Todes‘. Vom Autor hatte er nie etwas gehört, aber der Titel des Buches und die ersten zwei Überschriften schienen den Umständen, in denen sich Heinrich befand, angepasst zu sein. Er setzte sich und fing an zu lesen.

Peter kehrte abends um halbsechs zurück. „Ich habe den ganzen Tag in deiner Sache recherchiert“, sagte er. „Nicht nur weil ich dir helfen will, auch weil ich mich persönlich für den Fall interessiere, opfere ich meine Zeit dafür! Aber zuerst wollen wir essen!“ Er hatte zwei Steaks, eine Tüte mit Teigwaren, die man nur in heisses Wasser legen musste und Salat mitgebracht. Bereits nach zwanzig Minuten stand das Essen auf dem Tisch. „Guten Appetit!“ beide waren hungrig, beide hatten tagsüber fast nichts gegessen. Nach einer Weile sagte Peter:

„Deine Nathalie ist hübsch, ich habe ein Bild von ihr gesehen“! – „Ein Bild! Wo gibt es ein Bild von ihr“? – „In der Gerüchteküche des Sonntagsblatts! Ich fand dort einen Artikel über Greitner. Der mischt im Bergbau, in Pharmazie- und Chemieunternehmen, in Banken mit. Auch über seine Frauengeschichten steht einiges. Nur eine Frau habe sich ihm bis jetzt widersetzt: Nathalie Pedersen! Dieser Satz könnte für Greitner, der sich keine Blößen geben will, eine Provokation gewesen sein. Er könnte ihn zusätzlich zu der Entführung motiviert haben“! – „Aus welchem Monat stammt der Bericht“? – „Er ist ungefähr zwei Monate alt, ich habe den Artikel fotokopiert und ihn mitgebracht“!

Während Peter duschte, las Heinrich den Bericht über Greitner im Sonntagsblatt. Der Titel hiess: *„Imperium eines Profiteurs“*. Auf dem Foto reckte sich ein elegant gekleideter, in gewissem Sinne gut aussehender Mann. Wie einer jener Männer, dachte Heinrich, die manchmal in Katalogen für Herrenbekleidung abgebildet sind! Doch etwas war anders als in solchen Katalogen: um Greitners Augen lag etwas Unheimliches, hinter seinem Blick lauerte ein Schimmer, der Angst machte. Man hatte das Gefühl, Greitner würde über den Betrachter hinwegblicken, als wäre dieser nicht vorhanden, als gäbe es nur ihn, John Greitner. Auch die Hände, die auf seinen Knien ruhten, erschreckten Heinrich: er hatte gewaltige Finger; die Hände glichen mehr einer Tatze als einer menschlichen Hand. Greitner lächelte auf dem Bild, ein Lächeln, das sich über denjenigen, der ihn betrachtete, zu mokieren schien. Heinrich spürte: mit diesem Mann war es ungemütlich, sich auf Geschäfte einzulassen!

Es war die Rede von einer Goldmine in Peru, die Greitner finanzierte. Auf einem Foto sah man eine gebirgige Gegend mit riesigen Aushubkratern, darunter ein Bild protestierender Bauern. Im Text hiess es: „Um ein Gramm Gold aus einer Tonne Gestein zu gewinnen, werden oberhalb Cajamarca die Berge abgebaut, die Felsbrocken werden zermalmt. Die zerhauenen Steine kommen in ein Blausäurebad. In diesem Bad wird das Gold extrahiert, dabei verbreitet sich das giftige Cyanid mit Wind und Wasser über die Landschaft. Weit um die Mine herum ist jedes tierische und pflanzliche Leben erloschen. Wenn die Bewohner der umliegenden Dörfer gegen die Mine protestieren, geht die Guardia Civil mit Waffengewalt gegen sie vor. Nicht selten wird ein protestierender Campesino erschossen“. Weiter unten stand geschrieben: „Die lokalen Zerstörungen, die seine Minengesellschaft verursacht, beschäftigen John Greitner kaum. Es sei Aufgabe der peruanischen Regierung, sich um die Schäden zu kümmern, behauptet er; er selbst sei nur an dem interessiert, was er aus der Mine heraushole. Auch eine Kupfermine im Copper Belt Sambias beutet Greitner aus. Rund um die Ortschaft Mufulira, nördlich der Stadt Kitwe, wird in seinem Auftrag Kupfer mit Schwefelsäure aus dem Gestein gelöst. Diese Methode führt zu ähnlich desaströsen

Wirkungen auf das Leben im Umfeld der Mine wie in den Bergen hinter Cajamarca. In Sambia, behauptet Greitner, lohne sich die Investition mehr als in Südamerika“. Am Schluss des Artikels stand: „Greitner ist nicht nur im Bergbau unternehmungslustig! Zahlreich sind die Frauen, die ihm überall auf der Welt, wo er hinreist, zur Verfügung stehen. Bis jetzt hat ihm nur eine Frau widerstanden, seine ehemalige Verlobte Nathalie Pedersen. Die Beziehung, die sie auf Druck ihres Vaters mit Greitner eingegangen ist, hat sie aufgelöst und sich aus dem Leben unserer Stadt zurückgezogen“. Dann folgte ein Bild, das Nathalie in ihrer ganzen Schönheit zeigte.

Peter setzte sich zu Heinrich. „Ich habe mich am Gericht und bei der Polizei über Greitner erkundigt“, sagte er. „Dieser Mann hat einen fragwürdigen Ruf. Er ist der Prototyp eines homo oeconomicus, eines Profitgeiers. Seine Absichten sind darauf ausgerichtet, bei allem, was er tut, geschäftlich oder privat, möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Sein Denken bewegt sich, wenn man es räumlich darstellen wollte, in nur einer Dimension: es konzentriert sich auf den Aufstieg in der Zahlenreihe des Geldes, auf den Profit. Subtraktion, also jeder Verlust, ist für Greitner eine Katastrophe. Seine einziges Streben ist die Profitmaximierung! Er kümmert sich weder um soziale noch um zwischenmenschliche Belange. Er futiert sich um Umwelt und Natur. Nachhaltigkeit ist für ihn ein Fremdwort. Man erzählt sich, er würde, wenn es erlaubt wäre, sogar seine Eltern und Geschwister, seine Frau und seine Kinder, falls er solche hätte, für hohe Beträge verkaufen.

„Bis heute finden Greitners Interventionen und Transaktionen, soweit sie bekannt sind, in der Legalität statt, das heisst, es ist bis heute nicht möglich, ihn der Übertretung des Gesetzes zu überführen. Mehrmals versuchte man, ihm illegale Machenschaften nachzuweisen. Man brachte seinen Reichtum auch mit dem Drogen- und dem Menschenhandel in Verbindung. Bis heute konnte nie etwas bewiesen werden. Alle Vermutungen und Anschuldigungen verpufften im Leeren. Greitners Starjurist, sein privater Rechtsanwalt, war bis vor kurzem Eugen Meyer. Seit einem halben Jahr hat sich die Beziehung der beiden verändert. Für Greitner ist Meyer persona non grata geworden, nachdem Meyer sich geweigert hat, ihn bei einem Strafprozess zu vertreten, bei dem es um den Tod dreier osteuropäischer Prostituierten ging, die angeblich von Greitners Leuten aus einem fahrenden Lastwagen geworfen wurden. Greitner musste einen anderen Juristen suchen, der nicht die gleiche Eloquenz wie Meyer besitzt. Der neue Jurist konnte nur einen Teil der Strafe von Greitner abwenden. Das hat Greitner Eugen Meyer nie verziehen“. – „Warum hat sich Meyer plötzlich geweigert, Greitner zu verteidigen“? – „Angeblich hatte er die Nase voll von dessen Gaunereien. Du musst wissen: auch Rechtsanwälte haben ein Gewissen, das sich nicht einfach so unterdrücken lässt! Heute sind

sich Greitner und Meyer spinnefeind. Damit hätten wir ein zweites mögliches Motiv! Wir müssen uns fragen: könnte Greitner Meyers Tochter entführt haben, um sich am Vater zu rächen“?

Sie schwiegen eine Weile, leerten die Gläser, Peter schenkte nach, dann sagte er: „Ausser uns beiden weiss hier in der Stadt niemand, dass Nathalie Pedersen entführt worden ist und sich vielleicht in Gefahr befindet. Ich werde morgen Lukas Meyer, Nathalies Bruder, besuchen. Er ist ein Kollege von mir. Wir kennen uns“. – „Soll ich mit dir kommen“? – „Noch nicht! zuerst muss ich Lukas prüfen. Ich muss herausfinden, wie Lukas zu Greitner eingestellt ist. Ich bin um zehn Uhr mit ihm verabredet“.

Sie verabschiedeten sich und begaben sich in ihre Zimmer. Heinrich konnte nicht schlafen. Er dachte an Nathalie, die sich jetzt, falls wirklich Greitner sie entführt hatte, in dessen Gewalt befand. Wo war sie? Welche Gräueltat musste sie erdulden? Er sah keine Möglichkeit, etwas für die Frau zu tun, die er liebte. Wäre es möglich, dass Greitner sich Dinge erlauben würde, die aus einer Demokratie längst verbannt worden waren? Er, Heinrich, ein Bürger dieses Landes, fühlte sich ohnmächtig.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr betrat Peter Moll das Büro von Lukas Meyer. Die beiden Berufskollegen schüttelten sich die Hände. Lukas glich äusserlich seinem Vater, er war breit und fest gebaut, er hatte einen runden Schädel, auf dem sich der Beginn einer Glatze abzeichnete. Dennoch war der Ausdruck in seinem Gesicht zugänglicher, dem Menschen gegenüber, mit dem er zu tun hatte, offener und auf eine angenehmere Art hilfsbereit, als man es bei seinem Vater erwarten konnte. „Ich komme in einer heiklen Angelegenheit, die dich, wenn du sie kennst, persönlich angeht“, sagte Peter, nachdem sich beide gesetzt hatten. Lukas war neugierig geworden: „Erzähle! Ich werde dir beistehen, sofern es in meiner Macht steht“.– „Zuerst eine simple Frage: du kennst John Greitner? Anscheinend hat er sich mit deinem Vater überworfen. Stimmt das, oder ist es nur ein Gerücht“? – „Endlich hat mein Alter begriffen, dass er mehrmals einen schamlosen Halunken, vor einer gerechten Strafe bewahrt hat. Ich bin froh, dass er sich von Greitner gelöst hat“! – „Auch wenn er dessen Rache befürchten muss“? – „Was kann Greitner ihm schon schaden! Mein Vater ist alt, er wird demnächst seine Kanzlei schliessen und sich zurückziehen“.– „Gut! Das wollte ich wissen, bevor ich auf das eigentliche Problem zu sprechen komme“, sagte Peter. „Jetzt hör gut zu und bleibe sitzen: Greitner hat vermutlich deine Schwester Nathalie entführt. Leider haben wir fast nichts in der Hand gegen ihn“! – Trotz Peters Warnung war Lukas von seinem Sitz

aufgesprungen. „Das ist nicht möglich!“ rief er. „Nathalie lebt in einer einsamen Gegend. Sie hat mit fast niemandem Kontakt. Vor zwei Monaten habe ich mit ihr korrespondiert. Es schien ihr gut zu gehen“. – „Lass mich berichten, was ich weiss“. Peter erzählte, was er bereits erfahren hatte: wie Heinrich bei einem Spaziergang durch Zufall auf das Haus gestossen war, in dem Nathalie lebte; wie sich beide ineinander verliebt hatten; wie sich ihre Beziehung harmonisch entwickelte, wie Heinrich für zwei Wochen verreisen musste, und Nathalie, als er zurückkehrte, verschwunden war; was Heinrich in Zeerwald und von der Frau des Strassenwarts erfahren hatte; was ihm die Haushälterin, die mit Nathalie zusammenwohnte, erzählt hatte; wie Heinrich ihn aufgesucht und um Hilfe gebeten hatte. Lukas fragte: „Ist wirklich Greitner der Entführer meiner Schwester“? – „Wir können es nicht beweisen! Was im Haus am See geschehen ist, ist kein Raubüberfall. Die Eindringlinge haben nichts gestohlen! Wer hätte an deiner Schwester Interesse, wenn nicht Greitner“? – Lukas griff sich an die Stirne und rief: „Das ist ja grauenhaft! Was will denn der Schweinehund von Nathalie“? – „Das fragen wir uns auch, vielleicht ist es Rache, weil er sich von deinem Vater im Stich gelassen fühlt!“ – „Das wäre allzu primitiv! Nach mehr als zwei Jahren der Trennung! Wir haben nur das Zeugnis der Frau des Strassenwarts, die angeblich nicht der Wahrheit zugetan ist, wenn sie etwas erzählt. Auch kann sie nicht wissen, ob der Entführer, den sie gesehen hat, Greitner gewesen ist, weil sie ihn nicht kennt!“ – „Da ist der Brief, in dem Greitner zehn Tage vor der Entführung Nathalie Vergeltung androht!“ – „Über den Inhalt dieses Briefes wissen wir nur aus einem Bericht der Haushälterin, wie heisst sie? Luise! Überhaupt diese beiden Gehilfen im Waldhaus: kann man ihnen trauen“? – „Ich weiss es nicht! Seit ich meine Bedenken angemeldet habe, scheint sich Heinrich dieser Leute nicht mehr sicher zu sein“. – „Rekapitulieren wir, was wir an Tatsachen wissen: Nathalie ist in der besagten Nacht verschwunden; ihr Hund wurde erschossen; auf dem See haben mehrere Personen ein Motorboot gehört, dieses wurde am unteren Ende des Sees von einem Lastwagen ab- und aufgeladen; bei der Rückkehr brachten die drei Männer eine Frau mit, die sich gegen ihren Abtransport wehrte! Dass die Frau des Strassenwärters eine Frau sah, die man in Handschellen legte und mit Gewalt in den Lastwagen bugsierte, wird sie kaum erfunden haben“.– „Aber“, unterbrach ihn Peter, „wir wissen nicht, ob es Greitner war, der eine Frau mit Boot und Lastwagen entführte, noch ob diese Frau, Nathalie war!“ – „Wer hätte es sonst sein können? Ist dein Freund, dieser Mediziner, ein zuverlässiger Mann“? – „Ich kenne ihn seit der Gymnasialzeit, er war einer der angenehmsten Kameraden meiner damaligen Klasse. Ich bin sicher, er hat mir alles, was er weiss, wahrheitsgetreu erzählt. Genauso gut könnten wir fragen, ob nicht deine Schwester alles inszeniert habe. Verstehe

mich recht! Ich will keinen Verdacht auf Nathalie lenken, aber sie hat genau so wenig Grund etwas zu inszenieren, als Heinrich Grund hat zu lügen. Das Hauptproblem ist die Tatsache: Deine Schwester ist entführt worden! Wir müssen sie finden und an einen sicheren Ort bringen“! – „Das ist unser Hauptproblem! Als Entführer kommt, soviel ich mir ausdenken kann, niemand in Verdacht ausser Greitner“. – „Theoretisch gäbe es noch folgende Möglichkeit: Nathalie wollte zu Greitner zurück und hat mit ihm zusammen das Ganze als Entführung inszeniert, weil sie es Heinrich nicht offen sagen wollte“.– „Unmöglich“! rief Lukas, „Seit je empfindet Nathalie Abscheu und Ekel vor Greitner. Mit derartigen Hypothesen kommen wir nicht weiter. Wir müssen uns ein klares Konzept zurechtlegen, diese lautet: Greitner hat Nathalie gegen ihren Willen, ja sogar mit Gewalt entführt. Wir müssen Nathalie finden! Bevor ich etwas unternehme, möchte ich mit Heinrich – in deiner Gegenwart selbstverständlich – sprechen. Kannst du mit ihm heute um drei Uhr hierher kommen“?

Peter verabschiedete sich, um am Nachmittag mit Heinrich zurückzukehren. Heinrich freute sich, Nathalies Bruder kennenzulernen, obschon er in dessen Person kaum Ähnlichkeiten mit Nathalie entdeckte. In Gegenwart der beiden Rechtsanwälte erzählte Heinrich noch einmal minutiös, was er über Nathalies Verschwinden wusste. „Danke“! sagte Lukas, „wir beide“ – er zeigte auf Heinrich und auf sich – „sind persönlich vom Verschwinden Nathalies betroffen. Ich fühle mich sogar doppelt verletzt, weil ich in dir“ – er zeigte auf Heinrich – „einen Mann sehe, der zu meiner Schwester passen würde. Wenn sich nur diese Entführung nicht ereignet hätte“! Lukas hielt inne, blickte vor sich hin. Dann, nach eine paar Minuten, fuhr er fort: „Ich schlage folgendes vor: Greitner kennt mich als Nathalies Bruder, ich selbst habe mit diesem Mann nie Probleme gehabt. Was zwischen unserem Vater und ihm vorgefallen ist, betrifft mich in keiner Weise. Ich werde morgen bei Greitner vorsprechen und ihn fragen, ob er wisse, wo sich meine Schwester befindet. Wahrscheinlich wird Greitner mir keine Auskunft geben. Peter, du begleitest mich, deine Aufgabe wird es sein, Greitners Verhalten während des Gesprächs genau zu beobachten. Heinrich, du hältst dich weiterhin im Hause deines Freundes Peter Moll verborgen“!

Lukas verabschiedete seine beiden Besucher. Er sagte, er werde Peter benachrichtigen, um welche Zeit und an welchem Ort er eine Begegnung mit Greitner zustande gebracht habe.

Mit Greitners Sekretärin vereinbarte Lukas einen Termin. Am folgenden Morgen, den 3. März, kurz vor elf Uhr, trafen sich Lukas und Peter vor dem Anwesen des Unternehmers, das auf einer Anhöhe über Wieberitz lag. In seiner Gesamtheit umfasste das Gut zwei Hektar; es war von einer Mauer umgeben, die keine Sicht ins Innere, weder auf das Haus noch auf den

Garten, erlaubte. Nachdem die beiden Juristen neben dem metallenen Eingangstor auf einen Knopf gedrückt hatten, hörten sie eine Stimme, die sich nach ihrem Begehren erkundigte. Sie antworteten, sie nannten ihre Namen, das Tor öffnete sich, Lukas und Peter traten ein. Ein Mann in roter Livree nahm sie in Empfang und führte sie zwischen Bäumen und Blumenbeeten hindurch zu einem Seiteneingang des Gebäudes, das wie ein Palast gebaut war und in der Mitte des Gartens stand. Sie gelangten in einen Gang; am Boden lag ein grüner Teppich, an den Wänden hingen Stiche auf denen Waffen dargestellt waren, wie sie im 18. Jahrhundert verwendet wurden. Der livrierte Mann öffnete eine Türe und bat die beiden Besucher auf einer gelben Sitzgruppe Platz zu nehmen. „Herr Greitner wird gleich bei Ihnen sein. Darf ich Ihnen einen Drink anbieten“? – Lukas und Peter lehnten dankend ab, sie setzten sich, der Mann schloss die Türe. Die beiden Jungen schauten sich im Raum um. An den Wänden hingen Ölgemälde, die ländliche Gegenden und Berggebiete darstellten, wie sie im 19. Jahrhundert gemalt wurden. An einer Langseite des Raumes hatte es grosse Fenster, durch die man auf eine Veranda, dahinter auf Bäume und Sträucher blickte.

Plötzlich öffnete sich die Türe in einer Seitenwand, John Greitner trat ein. Er war ein sportlich wirkender Mann mit langem, magerem Gesicht und leicht graumelierten, dunkelblonden Haaren. Er trug einen schwarzen Anzug und eine blau und rot gemusterte, etwas poppig erscheinende Krawatte. Er ging auf die Besucher zu. Während er ihre Hände schüttelte, musterte er sie mit seinen blauen Augen. „Sein Blick hat etwas Unheimliches“, dachte Peter. „Seien Sie Willkommen“! auf Greitners Lippen zeigte sich ein kaum sichtbares, spöttisches Lächeln. „Was führt Sie her“? Lukas stellte sich und seinen Freund vor, höflich fragte er: „Wie geht es Ihnen, Herr Greitner“? – „Mir selbst geht es gut, aber meine Geschäfte in Südamerika! Wissen Sie, die Goldförderung in Yanacocha, da gibt es Unruhen! Wegen der aufsässigen Bergbevölkerung kommen wir in den Minen nicht voran. Die Bauern behindern unsere Arbeit. Wir rufen die Polizei, diese knallt zwei, drei protestierende Bauernlummel ab. Die Bevölkerung macht uns dafür verantwortlich. Es kostet Geld, es kostet viel Geld! Wir wollen ja nur unser Gold holen, für das wir die Schürfrechte erhalten haben, nichts weiter! Aber Sie sind sicher nicht gekommen, um sich nach meinen Geschäften zu erkundigen“? – „Eigentlich nicht, Herr Greitner! Wir sind wegen meiner Schwester Nathalie Pedersen gekommen. Vor vier Tagen hat sich Nathalie aus dem Haus, in dem sie seit zwei Jahren wohnt, wegbegeben; wir wissen nicht wohin. Wir suchen sie. Da Sie ja einmal mit ihr verlobt waren, erlauben wir uns, auch Sie nach ihrem Verbleib zu fragen. Haben Sie vielleicht etwas von ihr gehört“? Peter meinte auf Greitners Lippen ein schwaches Zucken zu sehen, das sofort in ein Lächeln überging, es dauerte kaum eine Sekunde. Greitner sagte: „Es tut mir leid,

Ihre Schwester hat sich vor zweieinhalb Jahren von mir getrennt, seither habe ich keine Verbindung zu ihr. Zudem wissen Sie wahrscheinlich, dass ich mich mit Ihrem Vater überworfen habe. Jeder Kontakt zu Ihrer Familie ist unterbrochen“! – „Das mit meinem Vater ist unglücklich gelaufen, ich kann nichts dafür“! – „Ich weiss, ich weiss! Doch Nathalie, wo könnte sie sein? Vielleicht hat sie einen neuen Freund und feiert mit ihm den Honeymoon“! Wieder das kaum sichtbare Grinsen! Lukas antwortete: „Davon weiss ich nichts, es geht mich auch nichts an. Aber es ist nicht typisch für das Verhalten meiner Schwester, mit der ich regelmässig Briefe austausche, zu verschwinden, ohne mich zu benachrichtigen“. – „Da kann ich Ihnen wirklich nicht helfen. Wenn Sie hergekommen sind, um von mir eine Auskunft zu erhalten, muss ich mich jetzt entschuldigen. Ich sollte mit meinen Leuten in Peru telefonieren“. – „Einen Moment bitte, Herr Greitner. Jemand hat beobachtet, wie Sie in der Nacht mit einem Motorboot Nathalie abgeholt haben und dann mit ihr im Lastwagen davongefahren sind“! – Greitner runzelte kurz seine Stirne, dann lächelte er wie zuvor und sagte: „Das muss jemand phantasiert haben! Wie ich Ihnen bereits mitteilte, ist seit zweieinhalb Jahren der Fall Nathalie Pedersen für mich abgeschlossen! Ich würde Ihnen ja gerne helfen. Ich habe Ihre Schwester geliebt, leider erfolglos“! Greitner seufzte, erhob sich und streckte den beiden Jungen seine Hände entgegen: „Auf Wiedersehen, ich wünsche Ihnen Erfolg bei Ihrer Suche“. Er geleitete die Besucher zur Türe, durch die sie eingetreten waren, öffnete sie und rief etwas in den Gang hinaus. Dann eilte er durch eine andere Türe davon. Der rot livrierte Wächter erschien und führte die Jungen zum Tor der Villa.

Nachdem Peter und Lukas während fünf Minuten schweigend nebeneinander auf der Strasse zur Tramstation marschiert waren, sagte Lukas: „Etwas ist nicht in Ordnung!“ – „Ich habe ihn genau beobachtet“, antwortete Peter, „er weiss sich zu beherrschen: gut, doch nicht allzu gut“! – „Ich frage mich, wie wir weiter verfahren? Sollen wir mit der Staatsanwaltschaft reden? Tatsache ist: eine Person ist unauffindbar! Ihr Verschwinden sollten wir öffentlich ausschreiben, auch wenn es sich um meine Schwester handelt! Denn sie ist nicht nur verschwunden, sie wurde geraubt! Sie ist entführt worden! Ein Offizialdelikt! Wir haben das Zeugnis der Frau des Strassenwarts! Sie muss eine Aussage machen“! – „Ich bin mit dir einverstanden“, erwiderte Peter. „Nach dem Mittagessen schalten wir die Polizei und den Staatsanwalt ein“!

Am Abend des 3. März, vor den Nachrichten, erschien das Bild von Nathalie Pedersen auf allen Kanälen des Fernsehens. Es hiess, sie sei seit vier Tagen verschwunden, man bitte

Leute, die diese Frau gesehen hätten, die Polizei anzurufen. Von einer Entführung wurde nichts gesagt.

Früh am nächsten Morgen klopfte Herbert Vollenweider, Leutnant der hauptstädtischen Kriminalpolizei, zusammen mit Märkel, dem Dorfpolizisten von Zeerwald, an die Türe des Hauses, in dem Martin, der Strassenwart, wohnte. Niemand öffnete, die Türe war unverschlossen. Im Wohnzimmer fanden die Beamten eine grosse Unordnung: auf dem Boden lagen Papiere, die Schubladen eines Schrankes standen offen, der Inhalt war durchwühlt und Teile davon auf dem Boden verstreut. Im Schlafzimmer lagen die Leichen von Martin und seiner Frau. Die Körper waren noch warm. Jemand war vor kurzem eingebrochen und hatte die Schädel der beiden Eheleute mit einem stumpfen Gegenstand